Ph.sp.
921

<36623730260010

<36623730260010

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. Sp. 921

Weber

Philos. Anthrop. Scr. part. 144k.

R

Vom
Selbstgefühle und Mitgefühle,
ein Beytrag
zur
pragmatischen Anthropologie.

Von

H. B. Weber,

Regierungsrath zu Langenburg im Hohenlohischen.

> Der Mensch hat zwey Herzkammern, in der einen sein Ich, in der andern das fremde; der Egoist hat, wie Würmer und Insekten, nur Eine.

Heidelberg,

gedruckt in der Mohr und Zimmerschen Buchdruckerey.

1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Gegenwärtige Schrift soll (dieß ist wenigstens der bescheidene Wunsch ihres Verfassers) einen kleinen Beytrag zur Menschenkunde und deren gemeinnütziger Anwendung für das Leben enthalten; sie wird vielleicht einiges hellere Licht über die in diesem Felde besonders wichtige Lehre von den Gefühlen und ihre zwey Hauptzweige, das Selbstgefühl und Mitgefühl, verbreiten.

Kants geist- und gehaltvolle pragmatische Anthropologie hat des Verfassers Aufmerksamkeit und Vorliebe auf die Untersuchung dieses Gegenstandes vorzüglich und zuerst geleitet. Auch hat er dabey erwähntes

Kantische Werk, dann die Schriften eines Jakobs, Eberhards, Hume's und Smiths benutzt, wie die Citate an gehörigen Orten beweisen; aber er hat nirgends, ohne eigene freie Untersuchung nachgeschrieben, und überläßt es daher dem Urtheile des sachverständigen Lesers, unparteyisch zu entscheiden, wie viel Neues, Eigenthümliches oder Selbstgedachtes in Absicht auf Materie und Form der Untersuchung dem Werkchen zu gut komme. Möge es theoretisch die wichtige und immer noch in einem gewissen Halbdunkel liegende Gefühlslehre nur in einigen Punkten aufklären; zum praktischen Behufe aber Energie und Männlichkeit des Denkens und Handelns (vermöge eines richtigen Selbstgefühls) so wie hinwieder reine, werkthätige Humanität (vermöge eines wahren Mitgefühls) einigermassen befördern, dann wäre die Absicht und Bemühung des Verfassers hinlänglich belohnt.

Langenburg im Monat März 1807.

Inhalt.

Einleitung:

I. Von den Gefühlen überhaupt.

II. Vergleichende allgemeine Ansicht des Selbstgefühls und Mitgefühls.

Vom Selbstgefühle.

I. Grund und Wesen desselben.

II. Fehlerhafte Richtungen des Selbstgefühls.

III. Kraft und Würksamkeit des wahren Selbstgefühls.

IV. Mittel der Belebung und Berichtigung des Selbstgefühls.

Vom Mitgefühle.

I. Sein Ursprung und Charakter.

II. Würksame Kraft des Mitgefühls.

III. Ausartung des Mitgefühls; Mittel der Berichtigung und Belebung desselben.

Einleitung.

I. Von den Gefühlen überhaupt.

Alle Thätigkeiten und einzelnen Kräfte des innern Menschen oder seiner Gesammtkraft, Seele genannt, lassen sich nach der bekannten Eintheilung in die drey Haupt-Vermögen, Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungs- oder Willenskraft begreiffen, und es wird damit das weite Ganze aller noch so verschiedenartiger Seelen-Funktionen durchgängig erschöpft.

Das Gefühl-Vermögen ist hier aber unser eigentlicher Gegenstand, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben; und wir müssen in dieser Rücksicht vor allen Dingen auf den wichtigen Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl aufmerksam machen. Die Empfindung, oder auch, nach dem Französischen, Sensation genannt, ist der durch Aussendinge auf uns bewürkte sinnliche Eindruck, oder bestimmter noch: die durch solche äussere

Objekte in unserm Nerven- und Gehirn-Systeme (als dem sensiblen Organe) hervorgebrachte eigenthümliche Veränderung, wodurch auf ein objektives Aeussere, als Ursache dieser subjektiven Modifikationen, nothwendig geschlossen werden muß. Deutlicher und genauer würde man daher diese Sensation mit dem Ausdrucke objektiver Empfindung bezeichnen.

Das hier zu Grunde liegende Objektive als Caussalität, wird indessen (wie die Anthropologie lehrt) nicht blos gegeben durch die Gegenstände der äussern Sinnenwelt im Raume, wozu dann die äussern Sinne als Organe besonders bestellt sind; sondern unser inneres Selbst, unser Ich, constituirt zugleich auch jene objektive Caussalität, ist zugleich auch ein einwürkendes Objekt, oder in so ferne, wenn man will, selbst ein Aeusseres für die Empfindung. Für diese Eindrücke des Innern haben wir denn auch wieder ein besonderes Organ, nämlich den innern Sinn.

Alle diese äussern sowohl, als innern Sensationen gehören inzwischen zur Sinnlichkeit und constituiren als solche einen Theil des Erkenntniß-Vermögens; daher wir von denselben hier nichts weiter zu sagen haben.

Wir kommen daher jetzt auf das eigentliche Gefühl. Gefühl könnte man im Gegensatze der Sensation subjektive Empfindung nennen, um es sogleich von der letztern, als objektiver, bestimmt zu unterscheiden. Das Gefühl geht nämlich auf kein Erkennen unmittelbar, auf

kein Objektives, auf kein bestimmtes Einwürken und Auffassen eines einzelnen Gegenstandes; es ist etwas ganz Subjektives, ein unmittelbares Bewußtseyn unseres eigenen Zustandes; ein unmittelbares Bewußtseyn der Beschaffenheit und Modifikationen unsers innern Menschen — im Momente der Passivität, wo weder Erkennen noch Wollen sich in fixirter Thätigkeit äussern. *)

Also ein von der Sensation, diesem ersten Akte des Erkenntniß-Vermögens, so wie von dem Wollen, diesem Principe des selbstthätigen Einwürkens in die Welt, ganz verschiedener Zustand der Seele; wohlgemerkt ein Zustand, der folglich Passivität, kein Handeln, keine Thätigkeit bezeichnet, und verknüpft ist mit dem sich aufdringenden unmittelbaren Bewußtseyn dieser seiner passiven Beschaffenheit und Natur. Sobald eine bestimmte Richtung auf das Vorstellen und Begreiffen eines einzelnen Gegenstandes, folglich ein Akt des Erkennens in der Seele anfängt, so verstummt in demselben Momente das Gefühl; und nicht weniger muß es alsbald schweigen, sobald unser Gemüth eine bestimmte Richtung aufs Handeln nimmt; von einem Begehren und Wollen auf ein gewisses Ziel getrieben wird.

Dies heißt mit andern Worten soviel: das Gefühl

---

*) Jakobs Grundriß der Erfahrungs-Seelenlehre §. 116. II. Aufl.

besteht in dem unmittelbaren Bewußtseyn der Totalität unsers gegenwärtigen Seelen-Zustandes, in der Total-Vorstellung, wenn man will, oder Total-Anschauung unsers afficirten innern Menschen. Das Afficirtseyn der Seele in ihrer Totalität ist somit sein Wesen, und es verschwindet folglich, sobald die Seele getheilt wird durch die Richtung auf eine einzelne Vorstellung, durch die Fixirung auf ein besonderes Objekt des Erkennens oder Wollens. Bezeichnen wir die verschiedenen Thätigkeiten der Seele, so viel deren auch sind, mit dem allgemeinen Namen Vorstellungen, so läßt sich auch die ältere genetische Definition des Gefühls, daß es nämlich ein Mannichfaltiges der Vorstellungen sey, die die Seele nicht sobald in Eins begreiffen könne, sehr wohl rechtfertigen. Wird nämlich die Seele von diesem Mannichfaltigen der Vorstellungen in derselben Zeit überwältigt, vermag sie in dem Andrange so vieler Vorstellungen noch keine derselben einzeln festzuhalten und zur Deutlichkeit des Begriffs zu erheben, so fühlt sie dann blos sich selbst, ihre Ueberwältigung, ihr Afficirtseyn überhaupt. Alle Kräfte der Seele, ihr ganzes Leben, ihre gesammte Thätigkeit ist dann versunken in Leiden, verschlungen von der Macht des einen Gefühls, das sie gefangen hält.

Erst das Losreissen von dieser Totalität des Afficirtseyns mittelst der Fixirung auf eine Vorstellung oder der Zusammenbegreiffung Mehrerer in eine, macht den Uebergang vom Gefühle zum Denken (wobey man sich, wie

es sinnvoll heißt, wieder **begreift**) und dadurch entweder zum eigentlichen Erkennen oder Wollen.

Eberhard *) sagt in dieser Hinsicht vollkommen richtig: In so fern beydes — der Zustand des Empfindens und Denkens — Vorstellungen enthält, kann die Abwechslung des einen Zustandes mit dem andern nicht anders als nach dem Gesetz der Einbildungskraft, oder vermittelst der **Vergesellschaftung** der Ideen, erfolgen. In dem einen Falle, wenn das Denken ins Empfinden übergeht, muß die Seele in dem Flusse ihrer Gedanken auf eine Partial-Idee stoßen, die auf einmal eine beträchtliche Menge einzelner Vorstellungen erweckt. Diese fliessen in eine Empfindung (**Gefühl** nach unserer Bezeichnung) zusammen, die nunmehr das Feld der Seele allein einnimmt und es so lange beherrscht, bis nach dem nämlichen Gesetze unter der Menge kleiner Partial-Ideen irgend eine an Klarheit die Oberhand gewinnt, und die Aufmerksamkeit der Seele so anlockt, daß sie sich dieser vorzüglich nachzugehen, sie zu zerlegen, ihre Theile zu vergleichen, also über dieselbe **nachzudenken**, einläßt.

Den **Unterschied** zwischen Empfinden und Denken, setzt eben derselbe Schriftsteller **) weiter,

---

*) In der Theorie des Denkens und Empfindens S. 111.

**) S. 149. am angef. Orte.

übereinstimmend mit unserer Ansicht darinne, daß bey dem Empfinden sich eine größere Menge kleinerer Partial-Vorstellungen in einer Total-Vorstellung zusammendränge. Diese Partial-Vorstellungen würden dann zu einer Total-Vorstellung so verwebt, daß sie sich nicht besonders in derselben deutlich unterscheiden lassen, sondern in der Total-Vorstellung auf eine dunkle Art nur mitwürken. — Inzwischen ist hier doch der wesentliche Charakter des Gefühls übergangen, daß nämlich solche Total-Vorstellung — zwar durch einzelne Objekte und deren Partial-Vorstellungen veranlaßt, dennoch nichts Objektives als ein begränztes oder begriffenes Etwas darstellt, sondern lediglich den subjektiven Zustand des fühlenden Ichs selbst zum unmittelbaren Bewußtseyn bringt.

Das Gefühl-Vermögen steht auf solche Weise in der Mitte zwischen der Erkenntniß- und Willenskraft und constituirt den Central-Punkt, den Strahlen-Fokus, in welchem die Thätigkeits-Aeusserungen der zwey andern Vermögen zusammenlaufen, und von wo beyden selbst wieder Lebendigkeit und Feuer zuströmt. Ohne energisches Denken, ohne energisches Erkennen oder Wollen giebt es kein inniges Gefühl, und ohne inniges Gefühl hinwieder kein lebendiges Erkennen, kein kräftiges Wollen! Gefühl und Denken (dieses letztere ist aber Bedingung sowohl des Erkennens als Wollens) schliessen einander aus in derselben Zeit, aber sie folgen

unmittelbar eins aus dem andern, und die Kraft des einen ist bedingt durch die Kraft des andern, wohlgemerkt aber in ihrer Naturgemäßen Aufeinanderfolge; denn gleichzeitig schliessen sie sich aus, und schnell oder unregelmässig einander folgend, verwirren und schwächen sie sich gegenseitig.

Spricht also gleich das Gefühl in sich selbst nur ein Leiden, ein Hingerissenseyn des Gemüths durch die Menge verschiedener Vorstellungen aus, so geht dennoch aus diesem Leiden die Thätigkeit der beyden andern Kräfte hervor. Das Gemüth erhebt sich von seiner Gefühls-Passivität allmählich wieder zur selbstthätigen Kraft, und indem es die überwältigende Total-Vorstellung zertheilt, bringt es gewisse Theil-Vorstellungen, die seine Aufmerksamkeit vorzugsweise fixiren, zum Begriff, und wird sodann durch den Begriff wieder frey — in selbstbestimmten Handlungen des Erkennens und Willens. Die in der Total-Vorstellung hervorstechenden Theil-Vorstellungen, die interessantesten Mittel-Ideen ergreift nämlich jetzt der Verstand nach den Gesetzen der Association und abstrahirt dabey von den übrigen minder interessanten Vorstellungen oder leihet von ihnen blos ein verstärkendes Nebenlicht, zur hellern und deutlichern Ansicht der ausgeschiedenen Hauptidee. Auf solche Weise trägt das Gefühl, wenn es nun gleich dem Verstande den Platz räumt, in dessen Sphäre von seiner eigenen Wärme und Lebhaftigkeit einen Theil über und leistet den Funktionen

des Verstandes selbst eine belebende Beyhülfe. Umgekehrt wird das Gefühl wieder in Spiel gesetzt, sobald die Denkkraft unter der Menge gegebener Vorstellungen erliegt und also unvermögend wird, eine bestimmte Richtung auf ein Objekt — entweder des Erkennens oder Wollens, beyzubehalten; dann tritt das Gemüth in das Gebiet des Gefühls zurück, und dieses übt seine Allgewalt jetzt um so stärker und länger wieder, je größer jene Menge gegebener Vorstellungen und reicher der innere Gehalt einzelner derselben ist, je fester sie in ihrer überwältigenden Totalität bestehen. Angesehen aber die intensive Stärke gewisser Vorstellungen, vermöge welcher sie mehrere untergeordnete Theil-Vorstellungen in sich fassen oder vermöge des Associations-Gesetzes viele verwandte Ideen mit zu erwecken fähig sind, tritt auch nach einer bekannten Erfahrung öfters der Fall ein, daß eine solche Vorstellung das Gemüth zum lebhaftesten Gefühle hinreissen kann. Andere Menschen, die die Ideen-Verbindung des so schnell und lebhaft afficirten Individuums nicht kennen, vermögen sich dann oft von dieser gewaltigen Würkung jener einzigen Idee keinen Begriff zu machen; sie erscheint oft in ihren Augen als eine Kleinigkeit, die diesen starken Eindruck keineswegs erwarten ließ. Allein hier kommt alles auf die individuelle Ideen-Verbindung an, welche in den verschiedenen Gemüthern eben so mannichfaltig und verschiedenartig gebildet ist, als verschieden ihre Bildungs-Ursachen, Erziehung, Lektüre,

Umgang, Schicksal u. s. w. nach ihren kleinsten Schattirungen zu seyn pflegen. — „Eine Kleinigkeit", sagt daher Eberhard, „kann oftmals wieder eine Leidenschaft zu einer Stärke erregen, die dem äussern Anscheine nach aus der Veranlassung nicht begreiflich ist. Allein diese Kleinigkeit ist eine Mittelidee, wodurch ein Zustand von unendlich viel Empfindungen kann erweckt werden. Der Ort, wo ein Liebhaber seine Geliebte oft gesehen, ein Kleid, das sie getragen, erfüllt sein ganzes Herz mit Traurigkeit, indem das ganze Bild seiner verlornen Glückseligkeit damit zurückkehrt."

Alle noch so verschiedenen Gefühle unsers Gemüths, so viele besondere Namen wir ihnen auch geben, lassen sich aber im Grunde auf eines, auf das Selbstgefühl zurückführen und constituiren nur verschiedene Modificationen dieses Selbstgefühls. Dieses ist dann, wie wir es hier nehmen, eben jenes unmittelbare Bewußtseyn unseres leidenden Zustandes, jene Total-Empfindung unsers Subjekts, wodurch wir das Gefühl überhaupt charakterisirt haben. Das Selbstgefühl in diesem Sinne spricht also unsern subjecktiven Zustand aus, wie er im gegenwärtigen Momente sich darstellt; dieser Zustand ist aber entweder ein Zustand der Lust oder Unlust, folglich das durch ihn bestimmte Selbstgefühl entweder ein angenehmes oder unangenehmes.

Es ist angenehm, wenn unsere thätige Kraft, unser Lebenstrieb befördert und in angemessene Uebung

gesetzt wird, es ist unangenehm, wenn diese Lebensthätigkeit gehemmt und gehindert wird. Hier haben wir das Grundgesetz aller Lust und Unlust, wie sie sich nur immer in empfindenden Wesen äussern; auch kann die Wahrheit desselben Jeder in seinem eigenen Gefühle jederzeit finden.

Wo Gefühl ist, ist sonach entweder Lust oder Unlust, entweder ein angenehmes oder unangenehmes Selbstgefühl. Daraus folgt nun, daß es kein eigentlich gleichgültiges Gefühl gebe, da dieses einen Widerspruch mit sich selbst enthielte. Was wir bisweilen so nennen, oder dafür halten, ist bey genauerer Untersuchung entweder blos eine schwache Lust oder Unlust, also doch immer ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl; oder ein Abstrahiren und Losreissen vom Gefühle — durch irgend eine, wenn gleich nur schwache Richtung auf ein Denken oder Wollen, folglich in diesem Fall gar kein Gefühl mehr, weil sich, wie gesagt, Gefühl und Denken oder Wollen in einer und derselben Zeit nothwendig ausschliessen. Ein gleichgültiges Gefühl gehört daher, genau genommen, zu den Widersprüchen und Undingen in der Gefühls-Lehre, gerade so wie die adiaphora (indifferente Handlungen) im Gebiete der Moral. *)

*) Jakob am angef. O. §. 125. nimmt ein gleichgültiges Lebensgefühl an, aber unsers Dafürhaltens mit Unrecht.

Als Organ des Gefühl-Vermögens — wenn wir anders ein solches ausser der durch den ganzen Körper verbreiteten Sensibilität im Nerven- und Gehirn-Systeme, noch näher bezeichnen wollen — läßt sich der Lebens- oder Vitalsinn annehmen. Dieser ist aber an keinen besondern Ort des Körpers gebunden, noch hat derselbe, wie sonst wohl zuweilen geglaubt worden ist, seinen Haupt- oder Central-Sitz im Gehirn in specie; dies läßt sich wenigstens noch zur Zeit nicht physiologisch nachweisen. Mit mehr Sicherheit nehmen wir also lieber an, daß er über den ganzen Körper verbreitet und nirgends ausschliessend vorhanden sey, daß das sensible System überhaupt ihm zugehöre und etwa in diesem mehrere specielle Central-Punkte seiner Würksamkeit, seiner zusammengehäuften, mehr oder weniger erhöheten Thätigkeit statt finden können, ohne daß sich ein erstes und einziges Princip als von einem bestimmten Punkte der Organisation auslaufend erkennen lasse. Das sensible System ist folglich, kann man bestimmt sagen, das allgemeine Organ des Gefühls.

Gefühle sprechen immer — wir haben dahin ihren wesentlichen Charakter schon oben bestimmt — einen leidenden Zustand des Gemüths aus, erregen und befördern aber gleichwohl alle Würksamkeit der thätigen Kräfte des Menschen. Durch sie ist jede seiner Thätigkeitsäusserungen bedingt, durch sie erhält er den Impuls zu jeglichem

Handeln und zeigt sich als würksame Caussalität in der sittlichen, wie in der physischen Welt.

Wie und wodurch geschieht dies aber? — diese Frage verdient hier allerdings noch näher untersucht und bestimmt aufgelößt zu werden. Jedes Gefühl, haben wir bemerkt, ist entweder angenehm oder unangenehm, enthält entweder Lust oder Unlust; ersteres, wenn unsere Lebenskräfte in freyes Spiel gesetzt und angemessen befördert, letzteres, wenn sie gebunden und gehemmt werden. Dagegen läßt sich nicht, wie sonst bisweilen die Sache angesehen worden, sagen: das angenehme Gefühl sey ein Zustand, worin wir zu beharren, das unangenehme, woraus wir baldmöglichst herauszutreten strebten.

Diese Ansicht dringt fürs erste lange nicht tief genug in ihren Gegenstand ein, berührt blos dessen Oberfläche, und ist zweytens in Betreff des Lustgefühls ganz unrichtig. Ihr zufolge müßte nämlich das letztere zur absoluten Ruhe führen, und den Menschen, den es einmal ergriffen hat, in totale Unthätigkeit versenken, woraus er sich selbst dann weder herausreissen mögte noch könnte. Dies widerspricht aber geradezu der Erfahrung, dies widerlegt die Geschichte des innern Lebens eines Jeden, der sich nur mit einiger Aufmerksamkeit selbst beobachtet. Kein Mensch, auch nicht der größte Phlegmatiker, auch nicht der seelenloseste Pescheräh, kann sich rühmen jener absoluten, auch nur auf wenige Augenblicke andauernden Gemüthsruhe; oder er muß und

wird von einer solchen Ruhe alsbald sich wieder losreissen, und — wenn gleich äusserlich unthätig, doch im Innern wieder thätig werden durch Wünschen und Streben, Denken oder Wollen.

Nicht absolute Ruhe, sondern Thätigkeit, Naturgemässe Uebung der Kräfte ist Grundtrieb der menschlichen Seele. Die möglichst freyeste und Naturgemässeste Entwicklung und Anwendung unserer mancherley Kräfte ist aber das Gesetz, dem jener Grundtrieb folgt, dem wir selbst alle mehr oder weniger folgen, so lange dieser Trieb natürlich und rein in uns spricht. Leben ist Bewegung, nicht Ruhe. Wer wird aber leugnen, daß wir auch im Gefühle leben, ja daß sich hier oft das Leben am innigsten und stärksten ausspricht? Also ist auch im Gefühle, sey es immer ein leidender Seelen-Zustand, keine permanente Ruhe zu finden. So wie im Leben überhaupt, so waltet auch im Gefühle, und hier gewöhnlich am meisten, eine hin- und herfluthende Bewegung, ein steter, wenn gleich noch so leiser Wechsel der Zustände. Wir können daher das Leben überhaupt nicht besser charakterisiren, als wenn wir es eine Bewegung der Kräfte, ein Hin- und Herfluthen derselben im Steigen und Fallen nennen. Hört einmal dieses wechselnde Spiel der Kräfte auf, dann befinden wir uns auch am Ziele des Lebens — und nun erst im Hafen der absoluten Ruhe, wornach der lebende Sterbliche fruchtlos gesteuert hat.

Jenes wechselnde Spiel der Kräfte, jenes nothwendige Steigen und Fallen ihrer Thätigkeiten ist die ursprüngliche Bedingung des Lebens, eine ursprüngliche Anordnung der Natur zu den wohlthätigsten Zwecken. Wir sollen thätig seyn, unsere Kräfte sollen sich continuirlich regen und üben, und darum ist auch an dieses Spiel der Kräfte, an diesen leichten Uebergang von einer Thätigkeit zur andern ein Lustgefühl geknüpft. Alles, was diese verschiedenen Lebenskräfte in angemessene Uebung versetzt und sie befördert, erregt dann ein angenehmes Gefühl.

Unlust dagegen ist nothwendig mit einem Drange verknüpft, sich diesem unangenehmen Zustande möglichst zu entreissen; dies leuchtet nach Obigem von selbst ein. Aber es liegt auch in der Natur des Lustgefühls, welches von dem Grundtriebe der möglichst freyen Uebung unserer Kräfte gleich abhängig ist, daß es zu weiterer Thätigkeit treibt. Denn eben in dieser stets fortlaufenden und beförderten Thätigkeit liegt ja die Lust; sobald nun erstere gänzlich ruhet, muß diese — ihrer Natur nach — schwinden und in Unlust übergehen. Stillstand der Kräfte überhaupt (es versteht sich dabey, daß nicht alle zugleich thätig seyn können) wird somit kaum für einen Moment möglich werden, unser Gefühl selbst kann dies nicht dulden; nothwendig treibt es uns im nächsten Augenblicke zu irgend einer Art von neuer Thätigkeit. Vermöge jenes Grundtriebes, der eine continuirliche

Uebung und Beförderung der Kräfte heischt und vermöge des Begriffs von Kraft, als einer Ursache gewisser Veränderungen, suchen wir demnach unsern Zustand continuirlich zu verändern, und müssen durch das Gefühl selbst (von welcher Art es auch sey) jeden Augenblick von einem Zustande in einen andern versetzt werden; unser Zustand im folgenden Augenblicke ist daher immer verschieden von dem des nächstvorhergegangenen, sey diese Verschiedenheit noch so fein und unmerklich. Auf diese Weise treibt uns also das Gefühl continuirlich aus sich selbst heraus, und versetzt uns aus dem leidenden Zustande in irgend eine Activität, von welcher wir denn wieder in jenen zurückfallen. *) — Und damit wäre denn ohne Zweifel erwiesen, was erwiesen werden sollte, daß und wie nämlich aus dem Leiden ein Handeln, aus den Gefühlen die Würksamkeit unserer thätigen Kräfte entspringe.

Zugleich läßt sich daraus auch ersehen, wie und warum das menschliche Leben eine andauernde absolute Zufriedenheit so wenig, als absolute Ruhe geniessen könne. In dieser vollendeten Eigenschaft sind beyde unmöglich und bleiben, so lange der irdische Wandel

---

*) Man vergleiche damit S. 168—171. von Kants Anthropologie.

währt, eitle Chimären einer Phantasie, die das menschliche Leben verkennt. Was ist das für ein Gut, was für eine Lust, die dich Sterblichen vollkommen zufrieden machen und zufrieden erhalten könnten, die dir nichts weiter zu wünschen, nichts Besseres noch zu suchen übrig liessen? Gewiß dahin gelangt der Glücklichste nicht, und auch nicht der genügsame Weise, dessen Grundsatz Entbehren und Zufriedenseyn mit Wenigem selbst ist.

Und warum? — lediglich aus dem einfachen Grunde, weil dies unsere Natur, unsere Organisation unmittelbar hindert, weil wir stets thätig seyn, und unsere Kräfte stets gebrauchen müssen, weil folglich diese durchaus aufhören müssen zu seyn, sobald wir mit unserm Zustande vollkommen zufrieden wären. Unbedingte Zufriedenheit bleibt somit ein bloßes Ideal der Vernunft und ist in der That eine — Chimäre bey dem, der darauf im würklichen Leben Anspruch macht. In der Realität spricht nämlich Zufriedenseyn, so wie Ruhe, blos einen Verhältniß-Begriff aus, das heißt: wir finden uns mehr oder weniger mit unserm Zustande zufrieden, begnügen uns dabey mehr oder weniger, in Vergleichung mit andern, die uns nahe oder ferne zum Maasstabe des eigenen Glücks dienen. Darum kommt hier immer das meiste auf den Gesichtspunkt unserer Vergleichung und die Wahl des Maasstabs an, woran wir unsern Zustand messen. Auf diesen Gesichtspunkt, auf

diese richtige Wahl unsers Maasstabs leitet denn auch vorzugsweise die Lebensphilosophie — als Lehrerin der Zufriedenheit, der Befreundung mit uns selbst und unsern Schicksalen.

Mag indessen diese weise Lehrerin noch so ersprießliche Dienste leisten, so kann sie uns doch niemals volle Zufriedenheit geben; es ist solche kein Erbtheil irgend eines Sterblichen hienieden. Oder wir müssen annehmen, daß sich im höchsten Steigerungspunkte der Lust jene volle Zufriedenheit finde, und dann nichts Höheres und Besseres mehr erstrebt werden könnte.

Geben wir dieses auch zu — und es scheint in der That, daß es in einigen Fällen eines ungewöhnlich hohen Selbstgenusses, wie der Liebe, der Befriedigung eines weitangelegten ehrgeizigen Plans u. s. w. statt finde, so dürfen wir doch nur den nächsten Augenblick abwarten, um zu erfahren, wie auch diese vermeintlich höchste Lust neue Wünsche, neue Bestrebungen nicht ausschliesse, vielmehr alsbald nach ihrem Genusse das Bedürfniß nach einer andern, nach einer vermeintlich noch höhern rege mache.

In der Natur berühren sich allenthalben die Extreme, und es ist daher sogar gewöhnlich, daß wir aus dem Zustande der größten Lust herab in Unlust sinken. Erfahrungsbelege brauchen hier kaum angeführt zu werden; wir wissen, wie häufig das besonders bey sinnlichen Genüssen der Fall ist; indessen gilt es eben so

beynahe von den geistigen Vergnügungen. Es läßt sich auch diese Erfahrung aus den Gesetzen des Körper- und Seelen-Organismus leicht erklären. Die höchste Lust enthält die größtmögliche Anwendung und Steigerung der Kräfte; im höchsten Punkte des Steigens liegt zugleich der Anfang des Fallens, und es tritt nun der Zustand der Abspannung, des Gehemmtseyns ein, der dann wieder Unlust verursacht. Diesem gemäß gilt auch das Gesetz: daß die Stärke und Dauer der Gefühle im umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen. *)

Die individuelle Ideen-Verbindung, deren wir bereits als der Ursache der unendlich verschiedenen Gefühls-Aeusserungen in den Individuen Erwähnung gethan, kann gleichwohl dem Einen zur Unlust machen, was dem Andern die größte Lust gewährt und so umgekehrt. Dies widerspricht nicht dem angegebenen allgemeinen Grundtriebe, wornach sich die Gefühle überhaupt richten. Oeftere Wiederholung und Gewohnheit können die Stimmung des Gefühls mächtig verändern, und solche auf einen Gegenstand fixiren, der uns sonsten ganz fremd, gleichgültig oder selbst unangenehm war. „Die Gewohnheit macht oft, daß das, was vorher Unlust verursachte, Lust, und das, was Lust verursachte, Unlust hervorbringt, noch öfter aber, daß beydes gleichgültig wird." **)

---

*) Jakob am angef. O. §. 610.

**) Jakob am angef. O. §. 607.

Die Würksamkeit der Erkenntniß- und Willenskraft, haben wir bemerkt, ist beyderseits durch das Gefühl bedingt. Beyden Kräften giebt das Gefühl jederzeit den Impuls, die belebende Wärme und Energie. Je inniger und kräftiger das Gefühl, um so voller und lebhafter muß auch das Erkennen seyn, das aus jenem hervorkeimt und sich allmählig zu klaren Begriffen ausprägt. Wer in seinen Gegenstand nicht zuvor mit Gefühl eingedrungen, nicht davon mit ganzer Seele ergriffen und begeistert ist, wird auch keine umfassende und tiefgreifende Erkenntniß, keine lebendige Darstellung desselben in anschaulichen Begriffen zu Stande bringen. Sonach ist insbesondere die Lebhaftigkeit der Erkenntniß durch das Gefühl bedingt, und jene ist in demselben Maaße um so grösser, je mehrere und stärkere Gefühle den Stoff und die Veranlassung dazu hergeben.

Nur ist dabey — um eines zu hebenden scheinbaren Widerspruchs willen, nie zu vergessen, daß Gefühl und Erkennen in derselben Zeit nicht statt finden könne, noch unordentlich in- und durcheinander folgen dürfen, weil sie sich sonsten gegenseitig schwächen, anstatt durch einander belebt und gestärkt zu werden. In der angeführten ersten Hinsicht belebt jederzeit das Gefühl die Erkenntniß-Kraft, in der letztern hingegen schwächt es selbige; beydes ist wahr und blos die Gleichzeitigkeit oder die angemessene Aufeinanderfolge bestimmt

den Unterschied. Jakob *) hat daher zwar vollkommen recht, wenn er sagt: „je mehr Erkennen, desto weniger Fühlen, je mehr Gefühl, desto weniger Erkenntniß." Nur hätte er beyfügen sollen: wenn sie sich gleichzeitig begegnen oder unordentlich schnell aufeinander folgen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es auch mit der Einwürkung unserer Gefühle auf den Willen, der wohl noch mehr unter ihrem Einflusse zu stehen pflegt. Aus den Gefühlen entspringen unsere Neigungen, unsere Begierden, unsere Leidenschaften; durch sie sind alle sinnlichen Willensantriebe bestimmt. Unsere Vernunft selbst vermag in absoluter Reinheit weder ein Wollen, noch ein würkliches Handeln zu bestimmen, ohne sich des Mediums geneigter oder durch sie vorhin disciplinirter moralischer Gefühle zu bedienen. **) Im Helldunkel der Gefühle, in dieser geheimnißvollen Werkstätte unsers innersten Lebens und Schaffens keimen unsere heftigsten Begierden empor und entzünden sich eben da unversehens zu einer gewaltigen, über den Willen blind herrschenden Leidenschaft. Je lebhafter, je vielfacher in einander geschlungen die Gefühle sind, die dem

---

*) Am angef. O. §. 609.

**) Dies widerspricht auch der Lehre nicht: daß reine Vernunft durch sich selbst practisch sey, denn die Achtung vor dem Gesetz enthält auch ein Gefühl.

Willen eine Richtung auf irgend ein Begehren geben, um so lebhafter und stärker muß dieses Begehren werden. Dies geht jedoch nur bis zu einem gewissen Punkte, eben so wie beym Erkennen. Denn wird die Menge der Gefühle oder ihre intensive Stärke so groß, daß sich daraus keine besondere Vorstellung losreissen läßt, daß sie in ihrer Totalität das Gemüth einige Zeit hindurch überwältigt halten, so vermag sich der Wille nirgends hin zu fixiren. Und so wird in diesem Falle die Thätigkeit desselben eine Zeitlang gebunden; die Menge oder Stärke der Gefühle bringt uns um das Bewußtseyn und um jeden bestimmten Gebrauch unserer Kräfte, so daß wir vor der Hand (wie es sinnvoll heißt) nicht wissen, was wir wollen.

Nach dem verschiedenen Stoff und den besondern Richtungen, die das Gefühl enthält, nimmt man gewöhnlich auch verschiedene Gattungen desselben an. So entstehet der Unterschied zwischen sinnlichen, ästhetischen, intellektuellen und moralischen Gefühlen, der aber im Grunde blos die Verschiedenheit des Inhalts und der Richtung eines und desselben Gemein- oder Selbstgefühls bezeichnet. Damit verlangen wir jedoch die Wahrheit und Nützlichkeit jener Eintheilung zum Behufe der Wissenschaft und des Lebens nicht abzuleugnen; denn es hat allerdings seinen Nuzzen, es ist selbst für die helle Einsicht in das tief verborgene Heiligthum des Herzens, dem wir die

Wohnung und Werkstätte der Gefühle vorzugsweise zueignen, nothwendig, daß ihr weites Gebiet näher beschrieben und nach Verschiedenheit der Gegenstände besonders abgesteckt werde.

In allgemeiner Beziehung lassen sich jedoch alle und jede dieser besondern Gefühlsgattungen auf ein Selbstgefühl zurückführen, und dieses ist dann jederzeit sinnlich, oder wenn man diesen Ausdruck wegen seiner leichten Verwechslung mit der Sensation und mit dem specifiken sinnlichen Gefühle ungerne hört, organisch oder physisch. Bestimmter wollen wir damit nichts anders sagen, als was schon aus dem Bisherigen hinreichend erhellet, daß nemlich alle noch so verschiedenen Gefühle entweder einen angenehmen oder unangenehmen Zustand unsers Organismus aussprechen. Unter Organism verstehen wir aber die in dem Leben und durch das Leben bestehende innige Verbindung aller unserer Körper- und Seelenkräfte. — Eine Verbindung, wo sich Seele und Körper durchdringen, und gegenseitig Mittel und Zweck sind.

Durch das sensible System, als allgemeines Organ des Gefühls, hängt selbiges nun zunächst mit dem Körper, dem eigentlichen physischen Theile des Menschen zusammen, und dieser communicirt mit der Seele durch das Medium des Gefühls. Ohne das sensible Organ äussert sich kein Gefühl, und ohne Gefühl äussert sich keine Seelenthätigkeit. Ohne einen körperlichen Impuls

vermittelst des Gefühls können wir uns demnach von Seelenthätigkeit überhaupt keinen Begriff machen. Auf solche Weise bildet das Gefühl das Band zwischen Körper und Seele, ist die Communications-Brücke zwischen beyden, sobald wir sie als ein Verschiedenes im Begriffe annehmen. Ein fühlendes Wesen bezeichnet daher — auch nach dem gemeinen Sprachgebrauche, einen in der Verbindung von Körper und Seele belebten Organism.

Noch zwey interessante und besonders practische Fragen dringen sich uns am Schlusse dieser allgemeinen Uebersicht auf. Ist es wahr, daß sich (wie ein gemeines Sprüchwort sagt) über Gefühle nicht räsonniren lasse, und ferner, daß man eben so wenig über sie Meister werden könne?

Ueber dein Gefühl kannst du allerdings nicht räsonniren, während es dich gefangen hält. Denn sobald du räsonnirst, bist du damit aus dem Zustande des Gefühls nothwendig heraus — in das Gebiet des Denkens getreten, wie klar aus dem Bisherigen folgt. Nichts hindert dich aber, soviel und solange du willst, über alle deine verschiedenen Gefühle nachzudenken, wenn sie einmal vorüber sind. In der erstern Bedeutung hat folglich die Frage nicht einmal einen Sinn und beantwortet sich somit von selbst. In der letztern aber, ob es nämlich möglich sey, über Gefühle in so ferne zu räsonniren, um sich etwa ein andermal ihrem überwältigenden An-

drange zu widersetzen, enthält sie allerdings eine sehr wichtige practische Aufgabe. Dann fällt sie zugleich mit der bemerkten zweyten Frage: ob sich über Gefühle Meister werden lasse? genau zusammen.

Und hier wäre es allerdings traurig und um alle Freyheit und Selbstbestimmung des menschlichen Willens geschehen, wenn sich der Wahn gegründet fände, als ob man über seine Gefühle nicht Meister werden könne, sondern sich ihnen als ein bloßes Instrument auf Discretion hingeben müsse. Zum Glück für den Menschen und die Würde seiner moralischen Natur ist dies aber ein blos scheinbarer Wahn und ein gemeines Trägheits-Polster indolenter Seelen, die sich nicht gerne aufraffen oder im passiven Hingeben an ihre Gefühle schon zu lange erschlafft sind.

Durch ernstliches Aufmerken, durch wiederholtes und vielseitiges Nachdenken über die Gefühle, die uns vorzugsweise zu beherrschen pflegen, durch das Tageslicht, das wir auf solche Weise über das gefährliche Helldunkel unserer Empfindungen und Gefühlsneigungen verbreiten, werden sie mehr und mehr in ihrer Allgewalt verschwinden und durch Begriffe berichtigt werden können. Den Vorhof zum Herzen soll der Verstand bewachen, und leicht wird er dann im Vorrücken und am Eingange noch den Zunder ersticken oder selbstbestimmend leiten können, der, hat er einmal vom Herzen vollen Besitz genommen, unvermeidlich zur Flamme

emporschlagen muß. — Principiis obsta! predigt Ovid gegen die Liebe; diese Lehre ist ein Fundamental-Satz der Gefühl-Beherrschungs-Kunst überhaupt. Und giebt nicht auch der Königsberger Weise *) uns das schönste Beyspiel, wie sich durch Verstand und festen Willen selbst unangenehme körperliche Gefühle, die gerade die unbesiegbarsten zu seyn scheinen, dennoch Herr werden lasse?

II. Vergleichende allgemeine Ansicht des Selbstgefühls und Mitgefühls.

Jedes Gefühl, haben wir vorhin bemerkt, reducirt sich auf ein Selbstgefühl überhaupt; denn in jedem Gefühle liegt ein Afficirtseyn unsers Subjekts, eine Veränderung unsers Organismus — und das unmittelbare Bewußtseyn dieser subjektiven Veränderung ist eben das Selbstgefühl. Das sensible System im Gehirn und Nerven gilt uns ferner als das allgemeine Organ dieses Selbstgefühls; je entwickelter, kräftiger oder feiner demnach das sensible System in den Individuen ist, desto entwickelter, kräftiger oder feiner wird sich in ihnen das Gefühl überhaupt äussern.

*) Von der Macht des Gemüths, seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn.

Hier ist aber von diesem allgemeinen Selbstgefühle, als der Basis jedes Gefühls, nicht mehr die Rede. — Angesehen den besondern Stoff, die besondere Veranlassung und Richtung einzelner Gefühle, nehmen wir, wie gesagt, auch verschiedene Gattungen derselben an, wie z. B. ein intellectuelles, ein moralisches u. s. w.

Angesehen insbesondere die verschiedene Veranlassung und Richtung unserer Gefühle, so gehen sie entweder zunächst auf uns selbst, haben ihren nächsten Ursprung und Zweck in dem Ich, oder sie beziehen sich mehr auf Andere, haben in dem Zustande Anderer ihre nächste Quelle und Tendenz; jene kann man im guten Sinne egoistische, diese gesellige Gefühle nennen. — Nach diesem Gesichtspunkte ergeben sich dann zwey wichtige Hauptgattungen des Gefühls, zwey wesentlich verschiedene Haupttendenzen desselben, die sich besonders im handelnden Leben characteristisch verschieden aussprechen, nämlich das Selbstgefühl im speciellen Sinne und das Mitgefühl. Beyde nun in ihrer Verschiedenheit und in ihrem eigenthümlichen Charakter darzustellen, ist der eigentliche Gegenstand dieser Schrift.

Selbstgefühl und Mitgefühl sind die beyden Pole, um die und nach denen sich unsre mancherley Gefühle in verschiedenen Richtungen drehen. — Zwey von der Natur selbst constituirte Hauptrichtungs-Punkte, die nie zugleich in einen zusammen fallen, noch weniger einer

aus dem andern, wie etwa das Mitgefühl aus dem Selbstgefühle in dieser engern Bedeutung, erklärt werden können. Sie bestehen ursprünglich nebeneinander, ohne sich also nothwendiger Weise auszuschliessen. Jedoch bilden sie häufig — und dies liegt allerdings auch in ihrer verschiedenen Natur, Gegensätze, wenn sie nämlich auf das handelnde Leben einfliessend und einseitig fortwürkend über ihr Maaß ausarten. Hier können sie sich dann, wie die Erfahrung zeigt, oft eine geraume Zeit eines das andere würklich ausschliessen; aber in der naturgemässen Ordnung beschränken sie sich blos und bewürken das wohlthätige Schweben in der Mitte zwischen ihren beyden Extremen.

Unter Selbstgefühl in dieser engern Bedeutung verstehen wir nun ein Bewußtseyn der uns beywohnenden innern Kraft, eine mit Selbstvertrauen nothwendig verknüpfte Ueberzeugung des eigenen Werths und Würkungs-Vermögens; auf diesem innern Anschauen unserer eigenen Vollkommenheit und Kraft beruhet dann die Lust und Unlust des Selbstgefühls. Denn je nachdem unsere Selbstkraft, unsere Vollkommenheit mehr oder weniger im Bewußtseyn hervortritt, um so mehr oder weniger Lust wird das Selbstgefühl enthalten; Unlust dagegen wird sich an selbiges anknüpfen, wenn die Selbstkraft gehemmt oder auf irgend eine Art vermindert erscheint.

Das Mitgefühl (nach dem Griechischen Sympathie) aber bezeichnet diejenige Affection des Gemüths,

vermöge der wir den Zustand eines andern empfindenden Wesens zu unserm eigenen machen, uns selbst in dessen Lage durch das Spiel der Einbildungskraft *) versetzen, und solchergestalt mit dem andern Wesen uns für diesen Moment identificiren. Die angenehme oder unangenehme Lage des Andern verursacht sodann entweder ein angenehmes oder unangenehmes sympathetisches Gefühl.

Das Selbstgefühl heftet also das Bewußtseyn auf uns selbst, das Mitgefühl aber auf andere, indem es uns von dem lieben Selbst wegwendet, zur Anschauung und Auffassung eines fremden Zustandes. Ersteres concentrirt sonach das Ich und seine Thätigkeit innerhalb dessen eigener Sphäre und macht es dadurch intensiv stärker; letzteres expandirt die Selbstkraft über sich hinaus und erweitert selbige zu Berücksichtigung fremder Zustände, zum Vortheile anderer; dadurch gewinnt sie dann an Ausdehnung, was sie an intensiver Stärke verliehrt.

Auf Selbstkraft und deren lebendigem Bewußtseyn beruhet also das Selbstgefühl, während sich das Mitgefühl in dem sanften Hingeben an äussere Eindrücke, in dem durch eine rege Imagination bewürkten Eindringen

---

*) Man vergleiche Smiths Theory of moral Sentiments Vol. I. pag. 24.

und Versetzen in Anderer Lagen, verbunden mit einem gewissen Vergessen seiner selbst, gründet. Das Princip des erstern und der damit verknüpften Lust oder Unlust ist die Selbstliebe; das Princip oder die Caussalität des letztern aber, ein eigenthümlicher sympathetischer Grundtrieb, der sich aus der Natur keineswegs wegphilosophieren, noch mit den französischen Sensual-Philosophen lediglich auf Selbstliebe zurückführen läßt. Wir nehmen daher solchen mit Smith *) und andern hier vorläufig an, behalten uns jedoch darüber die nähere Untersuchung am schicklichen Orte vor.

Das Selbstgefühl ist seiner Natur nach ungesellig, verschließt desto mehr den Menschen in sich, je stärker es seine Brust erfüllt, und führt leicht zu ungemessener Eigenliebe, zum Egoism. Das Mitgefühl hingegen ist gesellig, führt zum Wohlwollen, zur Wohlthätigkeit, zu allen menschenfreundlichen Tugenden des geselligen Lebens; läßt dabey aber leicht den Menschen sich selbst und seinen eigenthümlichen Charakter verliehren, und macht ihn dann auf solche Weise schwach. Jener ist somit das gewöhnliche Erbtheil kraftvoll organisirter Menschen, dieses mehr ein Eigenthum sanfter Temperamente, zartorganisirter Subjekte von leichtanspielender

---

*) In der ang. Schrift Vol. II. p. 226 und 227.

Imagination; jenes also mehr ein Erbtheil des Mannes, dieses mehr ein Erbtheil des Weibes. — Und so mußte es denn auch die Natur in ihrer Weisheit ordnen, weil der Mann für seine Bestimmung offenbar mehr der selbstständigen Kraft, das Weib für die ihrige mehr des weichen Mitgefühls bedarf. Nothwendig mußte der Mann, der weitgreifende Plane zu fassen, Kraft herausfordernde Thaten mit fester Beharrlichkeit zu vollbringen, Heroism, Großmuth und jede Art ausdauernder Selbstbeherrschung vorzugsweise zu üben hat, auch dafür mit einem stärkern Selbstgefühle ausgestattet werden; das Weib hingegen mußte ein feineres und lebhafteres Mitgefühl zu seinem Antheil erhalten, um das menschliche Leben zu veredlen und zu verschönern, und die Gesellschaft mit den sanften Banden des Wohlwollens, der mitleidigen Hülfe, der zarten Theilnahme fester unter sich zu verschlingen.

Erfahrung und Natur der Sache lehren ferner, daß das Selbstgefühl sowohl durch grosse Talente und Energie des Charakters, als durch grosses und fortgesetztes Glück belebt und erhöhet werde. Denn je mehr Fähigkeiten und Kräfte der Mensch in sich fühlt, um so grösser muß auch sein Selbstvertrauen, sein Selbstgefühl seyn; in dem nämlichen Grade muß solches auch dann steigen, wenn ein fortlaufendes Glück diese unsere Kräfte und ihren freien Gebrauch begünstigt; das eine gelungene Wagestück muntert so leicht zu einem zweyten noch grössern auf.

Aber umgekehrt würden uns auch die größten Fähigkeiten und Fortunens volle Gunst wenig helfen — ohne ein gewisses lebendiges Selbstgefühl, kraft dessen wir jene muthig gebrauchen, dieses aber in seinem Fluge sicher ergreifen und zu unsern Absichten lenken.

Unglücksfälle und eigenes Misgeschick, das uns jedoch nicht allzu stark ergreifen und gänzlich um unsere Gemüthsruhe bringen darf (denn man muß sich allerdings selbst einigermassen in Ruhe fühlen, bevor man etwas für andere fühlen kann) sind auf der andern Seite zur Belebung des Mitgefühls sehr geschickt; wie nicht minder eine gewisse Beschränktheit und Schwäche des Geistes und Charakters, die uns zur Mittheilung, zum Anlehnen an andere vermöge eines mehr oder minder gefühlten Bedürfnisses fremder Beyhülfe, eher geneigt machen.

Beschränken sich indessen nur beyde Gefühle innerhalb ihrer gehörigen Grenzen, so können sie immerhin, aller dieser bemerkten Gegensätze ungeachtet, nebeneinander bestehen und so mit gemeinsamer Kraft Selbstständigkeit und gesellige Theilnahme, Charakter, Energie und menschenfreundliches Wohlthun im schönsten Bunde zum Leben einführen. Wenn auch ihre Naturen in eigenthümlichen Richtungen divergiren, so sollen und werden sie sich einander doch nicht vernichten. Denn die Natur selbst hat sie ja nebeneinander in unsrer Brust

niedergelegt, und darum bleibt es auch der größte Triumpf der Weisheit, sie beyde, trotz ihrer divergirenden Principe, gleichwohl harmonisch zum Behufe des Lebens würken zu lassen.

Wir begnügen uns indessen mit dieser für unsern Zweck hinreichenden allgemeinen Vergleichung und schreiten jetzt zu der nähern Beobachtung beyder Gefühle in ihrem einzelnen Charakter.

Vom Selbstgefühle.

I. Grund und Wesen desselben.

Bescheidenheit und Demuth, Mistrauen in sich selbst und seine Kräfte sind von lange her durch Moralisten, besonders aber durch christliche Theologen eifrig gepriesen und als die erste Bedingung eines strengen Tugendwandels empfohlen worden; wie dies denn noch heutzutage, wenn gleich in minderem Grade, zu geschehen pflegt. Weit entfernt zwar, die schöne Tugend wahrer Bescheidenheit herabwürdigen oder sie gar von dem Gebiete einer reinen Moral ausschliessen zu wollen, können wir uns doch nicht verhehlen, daß jene einseitige und ungemessene Anpreisung christlicher Demuth, so wie sie meist von den Kanzeln herab verkündet worden, dem reinen Tugendwandel öfters mehr hinderlich, als nützlich war.

Denn während sie auf der einen Seite den Menschen zugleich mit seinem Stolze — auch um das wahre Gefühl seiner Kraft, um sein gerechtes nützliches Selbstvertrauen zu bringen drohete, mußte sie überdies auf der andern — der Falschheit und Heucheley unmittelbar in die Hände arbeiten. Denn wer brächte es in der unverstellten Demuth so weit, daß er seinen Kräften gänzlich mistrauete, sich gänzlich von dem natürlichen Gefühle eigener Verdienstlichkeit und eigenen innern Werths loszusagen vermöchte? Dies ist eine Anforderung, die zu erfüllen unsere Natur geradezu von sich weißt. Was man folglich nicht ist und seyn kann, suchte man nun wenigstens zu scheinen, und so wurde denn die leidige Verstellung ins moralische Leben eingeführt, wodurch jede innere Verkehrtheit so leicht übertüncht und einer radikalen Besserung von Aussen Thür und Thor verschlossen ward.

Nothwendig mußte dafür das Selbstgefühl, das uns ein Bewußtseyn eigener Kraft und damit eine gewisse Zuversicht zu uns selbst giebt, heruntergesetzt und verdächtig gemacht werden. Es galt ohne Unterschied für Stolz, für eitle Anmassung und Hochmuth, die doch dem schwachen Sterblichen nicht ziemen; und darum wurde dieser denn auch in seinen Entschlüssen immer schwankender und schwacher, erschlaffte immer mehr in thatenloser Trägheit, in passiver Selbstverleugnung und Demuth, wodurch er freylich auch am besten zu demjenigen leidenden

Gehorsam in der Kirche und im Staate dressirt wurde, den man hauptsächlich beabsichtigen mogte.

Von falschen moralischen Ansichten, und buchstäblich — sey es nun in guter oder böser Absicht — interpretirten Religionsdogmen ist sonach jene eifrige und immer neu gepredigte Demuthsübung, jenes Lobpreisen — nicht blos der Bescheidenheit, sondern (wenn man es vollkommen machen wollte) sogar der Selbstverachtung entstanden. Man verkannte dabey das Selbstgefühl, vermengte es mit den verwandten Begriffen von Egoism und Stolz; die Unkunde seiner wahren Natur, die schiefe Erkenntniß dessen, was selbiges eigentlich ist, seyn soll und vermag, vermehrte zugleich hinwieder das Ansehen und den fortdauernden Ruhm der für Andere stets ersprießlichen Demuth.

Daß inzwischen auch noch jetzt über diesen Gegenstand manche schiefe Ansichten verbreitet und mehrfache Begriffs-Verwirrungen zu finden sind, braucht wohl nicht bewiesen zu werden.

Richtige Einsicht in die Natur und den wahren Werth des Selbstgefühls wird also immer ein besonderes theoretisches, noch mehr aber praktisches Interesse behalten. Wir werden nun diese Einsicht hier möglichst zu erstreben suchen, und dann am Ende hoffen dürfen, daß die oft verkannte Wahrheit in die Augen springe: wie das Selbstgefühl im Menschen keineswegs unbedingt zu unterdrücken, vielmehr in Erwägung

seiner heilsamen Kraft stets lebendig zu erhalten und nur vor Ausartung zu bewahren sey.

Zuvörderst aber müssen wir auf den wesentlichen Unterschied zwischen dem Selbstgefühl und Selbstbewußtseyn aufmerksam machen, und beyde genau von einander trennen. Denn es sind dies zwey besondere, von einander verschiedene Grundthätigkeiten der Seele, wovon jede ihre eigene Quelle und Tendenz hat. Ersteres spricht das besondere Bewußtseyn unsers Subjekts als einer würkenden Kraft aus, letzteres das allgemeine Bewußtseyn unsers für sich bestehenden Ichs überhaupt; jenes ist Bedingung des Wollens und Würkens insbesondere, dieses Bedingung der Erkenntniß überhaupt, die uns nur dadurch zu einem objektiven oder eigentlichen Erkennen wird, als wir das Innere oder das Ich, als ein von dem erkannten Aeussern verschiedenes, zugleich im Bewußtseyn festhalten. Vom Selbstbewußtseyn geht mithin jedes Erkennen, vom Selbstgefühl jedes Wollen und Handeln aus; dieses ist also mehr in moralischer, jenes in intellektueller Hinsicht merkwürdig; das letztere ist als solches im Thema der Transcendental-Philosophie, das Selbstgefühl ein Gegenstand für die Psychologie und Moral.

Das Selbstbewußtseyn, von dem folglich jedes Erkennen erst anhebt, wie alle Philosophie überhaupt, das Fichtesche Ich mit andern Worten, ist aber nichts

anders, als ein ursprüngliches Bewußtseyn unserer Persönlichkeit, als eines, von äußern Objekten und andern Menschen verschiedenen selbstständigen Princips in uns, eines bey allem Wechsel der Vorstellungen und zum Bewußtseyn kommender mancherley Aussendinge in uns Bestehenden, Identischen, Permanenten. Das Selbstbewußtseyn, oder das: Ich denke, begleitet nothwendig alle unsere Vorstellungen, und ist ein erstes und einfaches Bewußtseyn, das sich aus keinem andern ableiten läßt. Es ist das Princip der Einheit aller unserer Vorstellungen; durch das Selbstbewußtseyn werden erst die Vorstellungen der Objekte unsere Vorstellungen, bekommen erst Zusammenhang, Bestimmtheit und Klarheit, werden erst überhaupt zu eigentlichen Erkenntnissen erhoben. Ohne das Ich giebt es für uns kein Nicht-Ich, wie Fichte sagt, oder ohne ein Erkennendes kein Erkanntes, ohne Einheit im Selbstbewußtseyn keine bestimmte Erkenntniß überhaupt; denn ohne die Identität und Permanenz des erkennenden Ichs, ohne die Verbindung des Selbstbewußtseyns, würde die Aussenwelt ewig für uns ein Chaos, ein unverständliches Hin- und Herschweben dunkler Gestalten bleiben.

Inzwischen können wir hier in die Natur des Selbstbewußtseyns nicht tiefer eingehen, ohne von unserm Zwecke abzuweichen. Es erhellet zur Genüge dennoch so viel, daß das Selbstbewußtseyn eine nothwendige Bedingung

des Bewußtseyns der Welt, und somit das Fundament der Erkenntniß überhaupt ist. *)

Das Selbstgefühl in der hier genommenen engern Bedeutung, bildet hingegen den Central-Punkt unsers Wollens und Handelns. Es ist das Gefühl der uns beywohnenden Kraft, das mit Selbstvertrauen erfüllende Regen der vis agendi in unserm Innern, die lebendige Selbstüberzeugung von unserm Würkungs-Vermögen und eigenthümlichen Werthe. Oder mit kürzern Worten: es es ist das unmittelbare innerste Gefühl dessen, was wir sind und vermögen.

Seine Basis ist sonach die Selbstkraft, und je nachdem diese mehr oder minder im Bewußtseyn hervortritt, in demselben Maasse muß sich auch das Selbstgefühl jederzeit regen. Die äussern Umgebungen, der Verkehr mit diesen oder jenen Menschen, unsere verschiedene Lagen, unser leichterer oder schwererer Kampf mit dem Schicksal modificiren aber auf höchstmannichfaltige Weise die Selbstkraft und somit auch das Selbstgefühl der Individuen. Je umfassender und stärker jene Selbstkraft sich äussern kann, sey es nun im Kampfe mit dem Schicksal, oder andern Menschen, oder uns selbst, in dem gleichen Verhältnisse wird auch das Selbstgefühl belebt und erhöhet werden. In so ferne aber jeder Mensch

---

*) Ueber die allmählige Entwicklung des Selbstbewußtseyns sehe man Jakob am angef. Orte §. 512 und 513.

überhaupt an Andern seiner Gattung sich mißt, und den Maaßstab des eigenen Urtheils über seinen Werth, seine Kenntnisse und Kräfte, über sein ganzes Individuum, von der Vergleichung mit diesen Andern nothwendig abstrahirt, so ergiebt sich klar, wie vorzüglich die umgebenden Individuen und deren grössere oder mindere Vollkommenheit die Beschaffenheit und Stärke unsers Selbstgefühls bedingen und modificiren. „Unter Zwergen hält man sich leicht für einen Riesen"; dieses Sprüchwort bezeichnet treffend, was hier vorläufig nur angedeutet seyn soll.

Es geht mit diesem Maaßstabe der Vollkommenheit gerade so, wie mit dem Maaßstabe der Zufriedenheit, wovon wir in der Einleitung sprachen. Je höher der letztere ist, das heißt, je mehr wir unsre Lage mit der vom Glücke vorzüglich begünstigter Menschen vergleichen, um so weniger zufrieden sind wir; und darum ist es eine Maxime der Lebenskunst, mehr neben und unter uns, als über uns zu schauen, wenn wir unsern Zustand mit andern vergleichen. Dasselbe gilt auch beym Selbstgefühl und bey der Schätzung unseres eigenen Werths. Je höher nämlich der Maaßstab unserer Vergleichung auch hier ist, das heißt, je mehr wir unsere Kraft und Vollkommenheit nur an vorzüglichen Menschen, an den eigentlichen Virtuosen des Fachs, abmessen, um so geringer wird das Selbstgefühl, um so bescheidener unsere Meinung von uns selbst seyn.

Ohne diese — höhere oder niedrigere — Vergleichung mit Andern giebt es überhaupt kein Selbstgefühl, keine Selbstbeurtheilung, keine Selbsterkenntniß; denn nur der Individualität anderer gegenüber erscheint unsere Individualität. Nehmen wir einmal das Unmögliche an, daß sich ein menschliches Geschöpf in einem ganz einsamen Orte zur Menschheit ausbilden könnte, ohne irgend eine Communikation mit andern Wesen seiner Gattung zu haben; so würde es doch unmöglich von seinem eigenen Charakter, von seiner individuellen Kraft, von dem Verdienst oder Unverdienst seiner Sinnes- und Handlungsweise, von der Schönheit oder Häßlichkeit seiner Seele urtheilen können. Alle diese Eigenschaften, die seine Individualität aussprechen, müßten ihm gänzlich verborgen bleiben; denn es fehlt der Reflex von Andern, der Spiegel fremder Individualität, aus dem erst seine eigene ihm in die Augen zurückstrahlen könnte. Man bringe aber unsern einsamen Natur-Menschen in die Gesellschaft, und nun wird er alsbald den Spiegel haben, worin er sich selbst mehr und mehr anschaut und verstehen lernt. Seine Fähigkeiten, seine Kräfte, seine Gesinnungen und Handlungen werden in ihm nun mehr und mehr zur Selbstverständigung kommen, und um so individueller hervortreten, je vielseitiger und näher sein Verkehr mit Andern wird.

Vermittelst des so entwickelten Selbstgefühls oder innern Kraft-Bewußtseyns, das sich mehr und mehr mit

unserm ganzen Wesen verflicht und alle Thätigkeitsäusserungen der Seele begleitet oder vielmehr anfacht, lernen wir uns erst selbst schätzen, lernen selbstständig seyn und handeln, lernen unsere Kräfte gebrauchen und solchergestalt mit eigener Kraft Würkungen in der Menschenwelt zu unserm und Anderer Besten hervorbringen. Vermittelst desselben erkennen wir nicht, sondern fühlen es lebendiger und tiefer, als wir es deutlich wahrnehmen, was wir nach den verschiedenen Ansichten unsers Wesens werth sind und vermögen, und vertrauen darum muthig mehr, als wir eigentlich voraussehen, auf den glücklichen Erfolg unserer Entschlüsse und Kraftäusserungen. Der Genius des Selbstvertrauens führt uns jetzt mit sicherer Hand, weis't alle bänglichen Besorgnisse ab, erfüllt uns mit Muth auf dem raschen Weg zum Ziele, und stärkt jede Kraft zum Würken. An der Hand dieses mächtigen Genius nur, reift der Mensch zur Grösse und wird stark im Kampfe mit dem Schicksal in männlichen Entschlüssen und Thaten.

Wo freylich keine grosse Selbstkraft, keine eigentliche vis agendi sich regen kann, weil sie nicht ist, da muß nothwendig das Selbstgefühl und sein Gefolge, das Selbstvertrauen, sich nur schwach äussern. Denn blos der, der würklich ein inneres Vermögen und somit einen gewissen Selbstwerth hat, vermag sich auch kräftig zu fühlen, dieses seines Gefühls zu erfreuen und dem Genius muthig zu folgen. Zwar läßt sich innerer Werth auch wohl

ohne Selbstgefühl denken, und jener kann zuweilen, wenigstens in einem ungleich stärkern Grade vorhanden seyn, als es das Selbstgefühl ausspricht; es fehlt etwa nur an der Gelegenheit und den rechten Gegenständen, die das innere Talent und Verdienst entwickeln und zur lebendigen Anschauung bringen. Dergleichen Menschen gleichen denn dem Grundeigenthümer, der blos die Oberfläche seines Bodens benutzt, ohne die Goldmine zu ahnen, die etwa darunter verborgen liegt. Sie sind noch nicht dahin gekommen, die Tiefe und Fülle ihres eigenen Wesens zu ergründen, und so bleibt in ihnen vielleicht manches grosse Talent vergraben und unbenutzt, weil sie davon gar keine Ahndung erhalten.

Aber umgekehrt ist es nicht möglich, wahres Selbstgefühl zu haben, ohne ein inneres Kraft-Vermögen, auf dem es beruhet. Der kraft- und gehaltlose Mensch besitzt entweder gar kein lebendiges Gefühl dieser Art, und entfliehet vielmehr jeder lauten Annäherung von einer solchen innern Stimme, weil sie ihm doch nur die Schande seines eigenen Unverdiensts ankündigen würde; oder wenn er auch so etwas davon in sich vernimmt und laut werden läßt, so besteht es doch in blos eitelm Dunst, in leerer Aufgeblasenheit, in kraft- und thatlosem Selbstgefallen, ist nur eine vorüberziehende Gauckeley selbsttäuschender Phantasie.

Auf einem solidern und bleibenden Grunde muß hingegen das wahre Selbstgefühl ruhen, das uns zu energischen

Entschlüssen und Thaten leiten, das unsere Kräfte anfachen und während ihrer Uebung zugleich erweitern und stärken, das uns überhaupt Muth und Ausdauer in männlichen Unternehmungen verleihen soll. Ein solches auf Kraft und That gestütztes und zu Kraft und That muthig hinleitendes Gefühl kann und darf keineswegs ein leeres Gauckelspiel der Phantasie seyn. Kommt es nur zu reellen Entschlüssen und Thaten, so hat es keine Noth, es wird sich dann alsbald das reelle Selbstgefühl von jenem flüchtigen Dunste der Eigenliebe unverkennbar hervorheben. —

Wir dürfen ferner auch das Selbstgefühl nicht mit dem Egoism verwechslen, der alles nur in das Interesse und die Sphäre seines Schooskindes, des Ichs zu ziehen sucht. Der Egoist ist nämlich ein mit allen seinen Ideen, Bestrebungen und Handlungen in den engen Bezirk des Selbstinteresse eingeschlossener, gegen die Verhältnisse und das Wohl anderer gleichgültiger, und eben darum großer und edler Thaten beynahe ganz unfähiger Mensch. Das ihm beständig vor den Augen schwebende Idol seiner Anbetung und Liebe macht ihn klug, besonnen und äusserst behutsam, um nichts zu unternehmen, was nur im Mindesten gegen dessen Heil und Gedeihen ausfallen könnte; er geht also immer sehr vorsichtig und bedachtsam zu Werke, und wird nicht so leicht das Wagstück einer großmüthigen, Aufopferung fordernden That versuchen. Dagegen kann sich der Mann von Selbstgefühl

immer auch für das Wohl anderer interessiren und kräftig würksam zeigen; ja eben dieses sein kräftiges Gefühl und Selbstvertrauen muß ihn oft zu edeln und gemeinnützigen Handlungen antreiben, in der kühnen Ausführung heroischer Entschlüsse stärken, mit der schmeichelnden Idee, Wohlthäter und Beschützer bedrängter Menschheit zu werden, energisch begeistern.

„Das ist ein Mann, der sich fühlt", sagt also noch Arege nicht: „das ist ein Egoist"; jenes hochfühlende, vom Bewußtseyn seiner Kraft geschwellte Gemüth ist keineswegs ein und dasselbe mit der egoistischen Engherzigkeit, die bänglich sich in sich selbst beschränkt. Indessen werden gleichwohl beyde Redensarten im gemeinen Leben häufig für eins genommen, wodurch aber immer auf das Selbstgefühl ein schiefes, zweydeutiges Licht fallen muß.

Nicht minder verschieden ist dasselbe vom Hochmuthe oder dem ungemessenen Stolze und Eigendünkel, welcher auf der Verachtung und Herabsetzung anderer den eigenen Werth so gerne stützt und erhebt, und dann von den Vorzügen und Ansprüchen des verehrten Ichs übertrieben hohe Ideen nährt. Mit einem solchen leeren und lügenhaften Stolze, der seinem Gegenstande nur dadurch ein schimmerndes Licht zuwirft, daß er zuvor die Andern in einen schattigten Hintergrund stellt, darf also ein wahres Selbstgefühl, dem jederzeit ein gewisser Selbstwerth zu Grunde liegt, nicht verwechselt werden.

Wohl aber mag dasselbe für eins gelten, mit dem edlen und gerechten Stolze, der seinen Werth richtig erkennt und vertrauensvoll an ihn sich lehnt, der solchen auch gegen Andere anständig zu behaupten sucht und sich darum von ihnen nirgends herabwürdigen, noch wegwerfen läßt, der nicht kriecht, um empor zu steigen, nicht andern niedrig schmeichelt, um selbst wieder von andern geschmeichelt zu werden, der aber verlangt, was er verdient, und für das angesehen und geachtet seyn will, was er ist. Dieser edle Stolz ist mit einem Worte der Gegensatz der gemeinen, niederträchtigen Gemüthsart, der mean-spirited soul, wie es der Engländer treffend ausdrückt.

In dieser Hinsicht hat denn auch Wackefields bekannter Ausdruck: Wo Genie ist, ist Stolz (oder Selbstgefühl) eine tiefgreifende Wahrheit. Nur muß dieser Satz noch erweitert werden, indem sich seine Wahrheit nicht blos an der intellektuellen Kraft, Genie genannt, sondern gleichergestalt an der moralischen, dem starken und guten Willen, bewährt. Denn das mit einer festen und moralisch-untadelhaften Willenskraft ausgestattete Gemüth wird, sobald es darauf ankommt, den gleichen Stolz oder das gleichstarke Selbstgefühl äussern, wie der starke Geist, wann er sich in seiner vorzüglichen Kraft anschauet und offenbart.

Damit hätten wir nun den Begriff und die Grundlage des wahren Selbstgefühls, so weit es nöthig und

für unsere Absicht dienlich war, entwickelt; wir hätten damit klar nachgewiesen, was es ist, und auch nicht ist. Nun mögen wir zunächst sehen, wohin es sich leicht verirre und ausarte.

II. Fehlerhafte Richtungen des Selbstgefühls.

Daß das Selbstgefühl, betrachtet für sich und nach seiner reinen Natur, keineswegs fehlerhaft und verwerflich, vielmehr in mannichfacher Beziehung nützlich und nothwendig sey, dürfte schon aus dem vorhergegangenen Abschnitte und dem deutlich gedachten Begriffe dieses Gefühls, zureichend erhellen. Damit wird aber nicht geleugnet, daß demselben, so untadelhaft und heilsam es auch immer an sich ist, gleichwohl häufige Gefahren des Uebermasses und der Ausartung drohen, und so aus ihm, mittelst nachtheiliger Einflüsse und Richtungen, moralische Gebrechen hervorgehen können, die in seinem Wesen selbst nicht liegen. Dies läßt sich keineswegs verkennen; denn die Erfahrung liefert darüber zu häufige und klare Belege. Nur darf mit dieser Ausartung, mit diesen fehlerhaften Richtungen, in die sich etwa das Selbstgefühl verliehrt, nicht dessen reine Natur selbst verleugnet, herabgewürdiget oder weggeschnitten werden wollen. Allein man kennt ja den Charakter gewöhnlicher

Menschen und ihre beschränkte Ansicht, wornach sie so gerne den Misbrauch der Sache mit ihr selbst vermengen und beyde zugleich verdammen. Auf gleiche Weise verfuhr und verfährt man noch mit dem an sich unschuldigen und heilsamen Selbstgefühle; und dies kann um so weniger befremden, als es sich in der That findet, daß zufolge der besondern Natur dieses Gefühls sehr leicht falsche verwandte Vorstellungen und Gefühle sich mit selbigem assimiliren und die Reinheit seines Wesens untergraben. Das Bewußtseyn eigener Kraft und Verdienstlichkeit ist eine zu süße Nahrung für die Selbstliebe, wird zu sehr durch andere natürliche Gefühle und Neigungen des Menschen unterstützt und immer neu verstärkt, steht als Gefühl zu sehr unter dem Einflusse einer die Würklichkeit überfliegenden Phantasie, als daß es ein Leichtes seyn könnte, dasselbe in den Schranken des Wahren und Rechten zu erhalten. Je stärker daher dieses Bewußtseyn in uns ist, um so stärker muß auch gegen sein Versteigen und Ausschlagen der Zügel der Selbstbeherrschung (self-command nach dem Englischen) angelegt werden. *) Eine solche Selbstzügelung kraftvoller Seelen ist aber eine Tugend, die nie ganz zur Vollendung kommen wird, sondern stets neue Uebung, fortgesetztes Aufmerken

---

*) Treffende und tiefgedachte Bemerkungen darüber, so wie über den Maaßstab der Selbstschätzung enthält Smith's angef. Werk Vol. II. im Kap. of self-command.

und Ansichhalten erheischt. Folglich ist es gar nicht zu wundern, wenn energische Gemüther in der Lebendigkeit ihres Selbstgefühls so leicht und häufig das Maaß überschreiten und so zu sagen, aus einem Kraft-Ueberflusse Fehler begehen und Richtungen nehmen, die sich keineswegs entschuldigen lassen. — Die gewöhnlichern Ausartungen dieser Art wollen wir nun in Folgendem kürzlich darzustellen suchen.

1. Das Selbstgefühl ist — dies haben wir schon oben erinnert — nicht eins mit dem Egoism; gleichwohl aber kann es sich in denselben verirren. Wir nehmen hier den letztern in seiner allgemeinsten Bedeutung, und verstehen darunter denjenigen Hang des Gemüths, vermöge dessen es alle Erscheinungen des innern und äussern Lebens, sein Erkennen und Meinen, seine Entschlüsse und Begehrungen vorzüglich und zunächst auf sein Ich bezieht, in diesen einseitigen Gesichtspunkt alles, was ihn umgiebt und berührt, sich selbst öfters unbewußt, zu stellen pflegt. Auf diesen Egoism im weitesten Sinne nun liessen sich vielleicht alle noch so verschiedenen Ausartungen des Selbstgefühls zurückführen. Im Grunde ist er nämlich nichts anders, als ein Uebermaaß desselben, eine allzu hohe Schätzung und Beachtung eigener Kräfte, Fähigkeiten und Begehrungen. Wer sich selbst stark, reich mit Geistes- und Thatkraft ausgestattet fühlt, und mit einiger Permanenz diesem süssen Gefühle seiner selbst nachhängen kann, ohne daß ihn äussere Verhältnisse

daraus vertreiben oder solches mit Gewalt niederschlagen, wie leicht wiederfährt es diesem, daß er das seiner Achtung und seines Vertrauens so würdige Ich zum Mittelpunkt seiner Welt, zum ersten und letzten Zweck aller seiner Thätigkeit macht? — Dies wird auch in demselben Grade stets mehr der Fall seyn und werden, je weniger ein solches Individuum in lebendigem, vielseitigem Verkehr mit der handelnden äussern Welt, d. h. mit Menschen steht, die sich gegen ihn messen können und seine Kräfte bisweilen übertreffen; je weniger er vom Schicksale selbst unangenehme Hemmungen seiner Plane erfährt, je ungestörter und einsamer er überhaupt sein gewähltes System des Lebens und Handelns verfolgen wird. In der Welt reibt sich der Egoism leicht an dem Egoism Anderer ab, oder muß sich wenigstens unter gefällige und bescheidene Formen schmiegen; dagegen im umgekehrten Verhältnisse das abgeschiedene Leben, die Einsamkeit des Klosters, das gelehrte Studierzimmer, mit bescheidenen, nur nach Verlangen sprechenden Todten besetzt, den egoistischen Sinn gewöhnlich befördern und nähren.

Von dergleichen isolirenden, dem Weltbürgersinne entgegenstehenden ungünstigen Umständen begleitet, geht solchergestalt ein kräftiges Selbstgefühl leicht über in allgemeinen Egoism, worunter wir mithin sowohl den logischen als praktischen, oder moralischen, begreifen. Häufiger, als den letztern, wird es jedoch besonders den logischen erzeugen, das ist ein fehlerhaftes selbstgenügsames

Vertrauen auf eigene Einsicht und Beurtheilung, das sich bey dem kraftvollen Kopfe um so leichter festsetzt, je wenigere in isolirten Lagen mit den Köpfen und Urtheilen Anderer sich messen kann; und somit den äussern Probierstein der Wahrheit entbehrt. Von diesem Punkte werden wir jedoch weiterhin noch mehr zu sagen Gelegenheit haben.

Was hingegen den praktischen Egoism, die eigennützige Sinnes- und Handlungs-Art im engern Verstande betrifft, so behaupten wir, daß dieser den Mann von wahrem Selbstgefühl ungleich seltener ergreift. Der engherzige Eigennutz ist vielmehr ein Schooßkind der Schwäche, die es fühlt, daß sie zu rechter Zeit klüglich sich betten und sichern müsse, um nicht einst darben zu dürfen. Auch zeigt die Erfahrung, daß interessirte Menschen häufig die demüthigsten, selten aber hochfühlend und kühn unternehmend sind. Der Mann von lebhaftem Selbstgefühl hingegen vergißt im Strudel seiner kühnen Plane und Unternehmungen sehr oft den eigenen Nutzen; wie könnte er auch sonst solche Wagestücke, solche heroische und großmüthige Thaten vollbringen?

2. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit der öftern Ausartung des Selbstgefühls in ungemessenen Stolz und Hochmuth, die sehr verschieden sind von jenem eigentlichen und edlen Stolze, welcher mit dem Selbstgefühle jederzeit Hand in Hand geht. Diesen letztern meinen wir hier also nicht — indem solcher nach unserer

obigen Behauptung, im Grunde als eins mit dem Selbstgefühl angesehen werden kann — sondern den ungemessenen Stolz, der die Grenzen unsers wahren Werths und darauf zu gründender gerechten Ansprüche überschreitet, und den hochmüthigen Sinn, der sich über Andere ungebührlich erhebt, fremdes Verdienst geringschätzt, und zu verkleinern sucht. Es läßt sich allerdings nicht schwer einsehen, wie ein anfänglich gerechter Stolz, dem aber die Umgebung anderer Menschen und fortgesetztes Glück immer mehr Nahrung zuführt, ohne die strengste Selbstzüglung allmählig seine Schranken überspringe. Dann wird er ungemessen, wie es das Wort treffend bezeichnet; der stolze Mann verliehrt dann das ruhige Gleichgewicht seiner Seele, die Phantasie steigert alle seine Kräfte und was ihm nur zugehört, weit über das wahre Verhältniß. Er idealisirt dann, so zu sagen, sein ganzes Wesen, und Andere werden in seinen Augen immer kleiner und geringfügiger, je mehr er sich selbst über sie in die idealische Höhe hinaufschwingt. In diesem Verhältniß gegen Andere entwickelt sich dann sein Hochmuth, und aufgeblasen von dem Dunste eines vermeintlich weit grössern Selbstwerths, will er jetzt überall für den ersten und würdigsten geachtet seyn, möchte gern die Anderen um sich her im Staube liegen oder demüthig an sich hinaufkriechen sehen.

In diesem Uebermuth, in dieser schwindlichten Höhe, die er mittelst seiner Phantasie erflogen hat, muß er aber

den Maaßstab jeder richtigen Vergleichung mit Andern verliehren; denn was so tief unter ihm liegt, kann der Ehre der Vergleichung nicht werth seyn; er wird sich dann mehr und mehr in diejenige Denk- und Handlungsweise verirren, die von der Welt wahr genug als Narrheiten des Hochmuths, der Aufgeblasenheit, des überstiegenen Wesens betitelt, belacht und sehr oft zu seinem eigenen Schaden genisbraucht werden. *) Ein solcher Hochmuths-Narr wird chimärischen Ideen, lächerlichen und riesenhaften Planen nachhängen, und weil er die Einsicht in das Verhältniß seiner Kraft zu den äussern Dingen gänzlich verlohren hat, auch oft das Unmögliche für möglich halten und auszuführen suchen. Täglich erneuert er uns dann das getreue Bild des Ikarus, indem er gleich diesem mit wächsernen Flügeln zum Aether sich aufschwingt, aber in den nächsten Minuten, was er selbst allein nicht ahnete, elend zur Erde herabfällt.

Wir sehen daraus, wie sich das Selbstgefühl und der edle Stolz nur dann in ungemessenen Stolz und Hochmuth verwandele, wenn gar keine richtige Vergleichung unserer selbst mit andern Individuen statt findet. Das erste ist, wie gesagt, der Fall, wenn

---

*) In dieser Hinsicht sagt Kant in der Anthropologie S. 237 „der Hochmüthige ist das Instrument der Schelme, Narr genannt."

wir uns in unserer Einbildung bereits auf einer so schwindelnden Höhe befinden, daß wir die tief unter uns stehenden Menschen keiner Vergleichung mehr werth halten, uns also ihrer als unsers Spiegels nimmer zu bedienen möglich finden; dann haben wir den höchsten Punkt der Hochmuths-Narrheit erstiegen. Der zweyte Fall ereignet sich alsdann, wenn wir die Selbst-Vergleichung gerade mit solchen Individuen anstellen, die entweder in dem Fache, wo wir eine gewisse Virtuosität behaupten, würklich zurück sind, oder durch andere Umstände an der merkbaren Entwicklung und Darstellung gleicher Verdienste gehindert werden, oder die uns etwa direkte schmeicheln und unsere Verdienste im Vergleich zu den ihrigen täuschend übertreiben. Auf solche Art bildet sich dann der ungemessene Stolz aus, der immer ein Gefolge von Schmeichlern, wie wir täglich sehen, um sich nährt.

Im allgemeinen aber lassen sich zwey Maaßstäbe annehmen, nach denen der Mensch, dessen mehr oder weniger sich selbst bewußt, in der Schätzung seines eigenen und fremden Werths zu verfahren pflegt. Der erste ist der idealische der größtmöglichen Vollkommenheit in einzelnen Fächern oder im Ganzen der Menschenbildung, der eigentliche Maaßstab der wahren Virtuosität, des grossen Mannes, der stets nach dem Höchsten strebt, und nur in dem Vernunft-Ideale eines höher gestimmten Geistes das Ziel seiner eigenen Bestrebungen, seiner Selbstver-

vollkommnung siehet. Wer diesen Maaßstab vorzüglich im Auge behält, wird auch bey dem ausgezeichnetsten Verdienste dennoch bescheiden bleiben, und statt eitler Selbstgenügsamkeit, selten mit sich und seinen Werken ganz zufrieden seyn. Denn wer erkennt nicht gerade daran den eigentlichen Meister seines Fachs, und wo es das moralische Leben gilt, den wahrhaft cultivirten Vernunft-Mann und Weisen? Allein solcher dem Höchsten nachstrebender Menschen sind immer nur wenige, und deswegen wird auch der idealische Maaßstab am seltensten angelegt. Gewöhnlich nimmt man nur den zweyten, den gemeinen Maaßstab, und vergleicht sich mit den andern gewöhnlichen Menschen, die uns zunächst umgeben. Zufolge dessen hält sich dann der König der Lilliputier, bey seiner um einen Zoll hervorragenden Grösse über die andern Lilliputier, für einen halben Riesen, und der alberne Bel-esprit eines kleinen Städtchens, über dessen Mauern hinaus er keinen vergleichenden Blick zu werfen wagt, für einen zweyten Wieland oder Göthe. Wer nur diesen gemeinen Maaßstab im Auge behält, wird daher sich auch nirgends in seinen Werken über die Gemeinheit erheben, gleichwohl aber ragt er nur ein bischen über seine nächsten Umgebungen und Alltagsmenschen hervor, sich sehr bald in übertriebene Selbstschätzung, Anmassung und Stolz verirren. Mag er dann in seinen eigenen Augen noch so groß und wichtig erscheinen, so ist und bleibt er doch stets um so kleiner und gemeiner, je kleiner

und gemeiner sein Maaßstab der Vergleichung in seinen Umgebungen ist. *)

Gelegenheitlich machen wir hier noch in einer besondern Beziehung auf den Unterschied zwischen Stolz und Eitelkeit aufmerksam. Ersterer ist nämlich, wie wir bereits bemerkten, das Bewußtseyn eines gewissen Selbstwerths, eine gewisse Achtung seiner selbst, die sich zwar auch im äussern Benehmen, wenn gleich nur nebenbey und mittelbar verräth. Letztere dagegen ist ein emsiges Bestreben, seine Vorzüge und Verdienste äusserlich hervorstechen zu machen, um dadurch Andern eine vortheilhafte Meinung von uns abzunöthigen. Der äussere Glanz unserer Vorzüge ist sonach der direkte Zweck des Eiteln, den man noch besonders in einem engern Sinne so nennt, wenn sich seine Sucht zu glänzen hauptsächlich auf minderwesentliche, aber leicht in die Augen fallende Vorzüge, z. B. Kleidung, Meubles, vornehmen Umgang u. s. w. fixirt. Den Stolz hält man in dieser Hinsicht gewöhnlich und mit Recht für einen männlichen, die Eitelkeit für einen weiblichen Charakter-Zug. Ein wahres und solides Selbstgefühl wird sich darum auch der Eitelkeit minder ergeben, wenigstens nicht jener kleinlichen Eitelkeit

---

*) „Wie kleiner der Mensch durch die Einschränkung seiner Begriffe wird, sagt Zimmermann vom National-Stolze, desto grösser denkt er von sich selbst, desto despotischer handelt er gegen Andere."

im engern Verstande. Gleichwohl schließt auch, nach leidigen Erfahrungsbeweisen, das solideste Verdienst und der edelste Stolz die Eitelkeit nicht immer aus; die Geschichte belehrt uns ja häufig genug, wie auch die größten Männer mit dem edelsten Stolze, in andern Punkten kleinlichen Schimmer liebten und eitler Schwäche ergeben waren! Nur gehören diese Erscheinungen unter die Anomalien der Natur, deren wir freylich bey distinguirten Menschen oft die auffallendsten zu finden pflegen. — In jüngern Jahren ist es auch meistens eine gewisse Eitelkeit, die sich statt des noch nicht gereiften Stolzes überhaupt regt; denn dieser kann erst im Laufe des Lebens und selbstständigen Würkens sich allmählig seinen festen Grund bauen. Darum erscheint aber auch die Eitelkeit des Jünglings dem verständigen Pädagogen nicht als ein verderblicher Grundfehler, der niedergedrückt oder radicaliter ausgerottet werden müßte, sondern als eine Anlage zur eifrigen Selbstvervollkommnung, die nur eine Richtung auf reelle und wichtigere Dinge erhalten darf, um nach und nach wahres Verdienst und damit den männlichen Stolz zu begründen.

3. Das Selbstgefühl gehet ferner, nach einer ähnlichen schiefen Richtung, leicht in **Unverträglichkeit** und **Intoleranz** gegen Andere und ihre von der unsrigen verschiedene Ansicht und Handlungsweise über; im Grunde aber ist dies nur eine besondere Modification des Egoismus, vorzüglich in intellektueller Beziehung. Sehr

bald nämlich kann das Ich, dessen Werth wir fortgesetzt lebendig im Auge behalten, gleich einem hoffnungsvollen und darum vorzüglich geliebten Kinde, verwöhnt und verzärtelt werden. Was ist alsdann natürlicher, als daß es mit Sorgfalt über seine Rechte und Vorzüge wacht, und solche von einem Dritten ohne Murren nicht antasten läßt; daß es um ein Geringes beleidiget werden kann; daß es sich leicht entrüstet und überhaupt im Umgange mit andern höchst reizbar zeigt? Mit einem Wort, der Begriff eines verwöhnten Kindes giebt die volle Charakteristik solcher unverträglichen (oder wie sie Zimmermann nennt, widerhaarigen) Menschen; sie sind wie jenes, rechthaberisch, eigensinnig empfindlich und aufgebracht gegen jeden leichten Widerspruch. Auch finden wir, daß ungefähr dieselben Umstände, wodurch manche Kinder verdorben werden, jenen erwachsenen Kindern das unverträgliche Wesen giebt. Die meisten kleinen Geschöpfe von etwas hervorstechenden Anlagen werden von Eltern und Domestiken geschmeichelt, man bewundert ihre Einfälle, man schenkt ihrer kleinen Person eine besondere Aufmerksamkeit, man hütet sie sorgfältig gegen den Umgang anderer Kinder von rauherem Schlage, und so werden sie allmählig die gebietenden Herren des Hauses, zeigen sich ungezogen und störrisch, sobald einmal ihr Wille gebrochen werden soll. Die gleichen Verhältnisse verwandeln auch oft den sich selbstfühlenden Mann in einen störrischen Kopf, in einen Eigensinnigen, dem Andere nichts

recht thun können, sobald es nicht ganz nach seinem Sinne gemacht ist. Ein Leben unter Menschen, die größtentheils von unserm Willen abhängen, eine gewisse Einförmigkeit und Isolirung in den Geschäften, überhaupt ein systematischer, selten unterbrochener Gang unsers Würkens und Wandelns, besonders aber eine lang andauernde Einsamkeit werden jene unverträgliche Stimmung immer am meisten befördern. Wer lange und viel in der Einsamkeit lebt, sagt daher ein geistreicher Denker, bekommt in Gesellschaften leicht den Schnupfen.

Ein häufiger Umgang mit der Welt hingegen und vorzüglich mit Menschen, die über uns sind, oder wenigstens in Hinsicht auf Verdienst und Ansprüche uns gegenüber stehen, erzeugt im umgekehrten Verhältnisse diejenige Gewandtheit und Leichtigkeit des Benehmens und Denkens, wodurch sich der Weltmann eigentlich charakterisirt.

Inzwischen bleibt es richtig, was schon Zimmermann bemerkt hat, daß eine gewisse ungesellige Gemüthsart des Jünglings, ein widerhaariges Wesen, nach seinem Ausdrucke, auf einen festen Charakter in der Folge, auf einen soliden Mann nicht unwahrscheinlich hoffen lasse. Es ist nämlich gewissermaßen nothwendig, daß in die Uebergangsperiode von dem Knaben- zum vollendeten Mannsalter eine ungesellige, störrische Gesinnung dieser Art falle. Dies ist gleichsam die Zeit des Gährungsprocesses, wo sich die Selbstständigkeit des jugendlichen

Geistes und Charakters von den heterogenen Stoffen der umgebenden Welt losreißt und so nach und nach rein in sich selbst entwickelt. Die Erfahrung bezeugt es ja, wie oft im Gegentheile der geschmeidige, artige, allen Formen und Menschen sich leicht anpassende Jüngling, am Ende ein Mann ohne Kraft und Charakter wird.

4. Sehr häufig bemerken wir ferner, wie Menschen von starkem Selbstgefühle bey ihrer Zuversicht auf eigene Kräfte, ein übertriebenes Mistrauen gegen Anderer Einsicht und Hülfe annehmen, fremde Ideen, Vorschläge und Unterstützung geringschätzend von sich weisen, und alles blos aus sich selbst schöpfen und bewürken zu können wähnen. Es ist auch dies nur eine besondere Modification des Egoismus, von welchem schon die Rede gewesen, ja es ist genau genommen ein bloßer Ausfluß des besonders unterschiedenen logischen Egoismus, dessen wir gleichfalls schon Erwähnung gethan haben. Indessen verdient es doch die eigenthümliche Merkwürdigkeit des Phänomens, hier noch ein Paar nähere Worte darüber zu sagen.

Ein durch Geistes- und Charakter-Energie, durch öftern glücklichen Erfolg und günstige andere Verhältnisse im Selbstvertrauen genährter und befestigter Mann, kommt nach und nach leicht dahin, daß er alles durch sich selbst können und thun will, daß er sich das Verdienst eines glücklichen Erfolgs immer ausschliessend zueignet, daß er der gleichzeitigen Unterstützung von Umständen und

andern Menschen nicht achtet, und dann auch da, wo er nur vorzugsweise mitgewürkt hat, wo also immer auch andere oder die Umstände das Ihrige beygetragen haben, alles allein gethan haben will. Auf solche Weise usurpirt er dann öfters, aber nicht sowohl aus Vorsatz, als aus einer gewissen Selbsttäuschung über das, was eigentlich auf seine Rechnung kommt, als ein Mann von würklichem eigenen Verdienst zugleich das fremde, und strebt auf fremde Kosten ungerechter Weise sein Eigenthum zu vermehren.

Mistrauend gegen die Einsichten und Kräfte anderer Menschen, selbst von seinen Freunden, seinen Collegen im Amte, seinen Untergebenen gering denkend, verachtet und verschmäht er oft ihren Rath und Beystand zu einer Zeit, wo er beydes für seinen Vortheil gar wohl benutzen könnte. Ueber der egoistischen Grille: „alles selbst seyn und thun zu wollen", kehrt er die hülfreiche Hand anderer von sich weg, und giebt sich, nur sich selbst überlassen, manche unnöthige oder ganz fruchtlose Mühe, die ihm der fremde Beystand leicht zu ersparen im Stande gewesen wäre. Hier verfehlt er dann nicht selten seinen eigenen Zweck; er, der alles durch sich allein seyn und thun wollte, ist und thut jetzt nicht selten viel weniger, als wenn er sich anderer darneben bedient hätte, verliehrt sich in Einseitigkeiten oder in kleine Details, die subalternen Köpfen überlassen bleiben sollten, und erwirbt sich so bey weitem nicht jenes grosse Verdienst, jenen äussern

Ehrenglanz, wornach er doch strebte. Wie mancher Regent, Staats- und Geschäftsmann könnte in dieser Hinsicht genannt werden, der bey anerkannten Verdiensten doch ungleich grösser und glänzender noch hätten auftreten können, wenn sie nur die Kunst verstanden und geübt hätte, auch Andern von seinen Geschäften zu überlassen, wenn er selbst nicht zu viel hätte regieren und thun wollen.

Es bleibt einmal der Grundsatz feststehend, daß wir unsere Gedanken und Urtheile mit den Urtheilen anderer vergleichen müssen, um einen sichern Probierstein ihrer Richtigkeit zu bekommen; denn nur dadurch erhebt sich unsere subjektive Ansicht nach und nach zur Objektivität des Wahren. Und auch der beste Kopf muß sich dieses Probiersteins bedienen, wenn er sich nicht schiefen und ein seitigen Ansichten preiß geben will. Aber gerade er gefällt sich am meisten in seinen eigenthümlichen Produkten, und ist also am meisten der Gefahr ausgesetzt, seine subjektive Ansicht für das einzig Wahre zu halten und einseitigen Planen seines eigenen Gehirns zu folgen. Er bestehet so gern auf seinem Kopfe, auf seinem Willen, und wird leicht trotzig, wenn ihm von Andern, besonders von befehlenden Obern der Sinn gebrochen werden will. Der Stolze reibt sich gern an den Obern, während sich der Hochmüthige vorzüglich gegen Niedere aufbläht; und Stolz ist darum gewöhnlich mit einigem Trotze gepaart, wie eine gemeine Erfahrung bezeugt.

In dieser mistrauischen Geringschätzung fremder Einsichten und Verdienste, wohin sich ein kräftiges Selbstgefühl leicht verirrt, finden wir somit den Grund eines bey Menschen von Verdienst und distinguirtem Kopfe und Charakter am häufigsten anzutreffenden Phänomens, das ist eine gewisse Selbstständigkeits- und Originalitätslaune.

Wir nennen es Laune, weil es eine eigenthümliche Ansicht, eine Stimmung des Gemüths ist, die mehr auf schmeichelnden Gefühlen als auf kalten Grundsätzen beruht, und auch in ihren Erzeugnissen mehr den Stempel fixer Ideen und launenhafter Einfälle, als den einer kalten und reifen Umsicht trägt. Aus diesem Grunde darf mithin die Selbstständigkeits-Laune keineswegs verwechselt werden mit der männlichen Tugend der Selbstständigkeit, die zwar auch nach eigenen, aber reif durchdachten und richtigen Grundsätzen und Ueberzeugungen unsere Denk- und Handlungsweise fest bestimmt. Jene besteht dagegen, wie wir sie nehmen, in einem das Selbstgefühl schmeichelnden Kitzel und eigensinnigen Humor, sich überall von andern auszuzeichnen und unabhängig zu machen, um fremdes Urtheil sich wenig oder nichts bekümmern, nur durch sich selbst zu leben und zu würken, und eigenthümliche Wege, unbekümmert um ihre Richtung und Wahrheit, auch in geringfügigen Kleinigkeiten zu wandeln. Die bekannten Eigenheiten eines Rousseau, eines Grafen von Lippe-Bückeburg,

und so vieler noch täglich zu findenden humoristischen Engländer bezeichnen genauer, wie vieles und seltsames in einer solchen Laune vereinigt liegt. Es ist das ungefähr, was der Engländer, bey welchem diese Stimmung beynahe zum National-Charakter geworden ist, humour nennt, und die teutsche Sprache vielleicht mit dem Worte Geniemässig am besten ausdrückt. Daß jedoch eine so weit getriebene Sucht, sich selbstständig zu zeigen, auf mancherley Abwege führt, so wie sie schon selbst ein Abweg vom wahren Ziele des gesunden Verstandes, jedoch ein öfters zu entschuldigender, öfters sogar liebenswürdiger und wenigstens interessanter Fehler ist, folgt aus dem Vorhergehenden und kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

Es sticht aber gewöhnlich bey dergleichen Menschen nur der Hang vor, für originell zu gelten, das heißt der seltsame Kitzel, nie ganz so wie andere sich zu äussern oder zu benehmen, um sich damit desto leichter das Ansehen eines freyen selbstständigen Kopfes und Charakters zu geben. Sie lieben wenigstens den originellen Schein, und sind mehr eitel bemüht, ihn nur gegen andere geltend zu machen, als sich eine würkliche Originalität und Selbstständigkeit im Denken und Handeln anzubilden. Seht sie in Gesellschaft, wie seltsam sie sich da benehmen, welche barocke Ansichten und Grundsätze sie äussern, wie sie alles mit einer besondern Manier behandeln. Ihr glaubt nun Wunder von ihrer Originalität, von dem eigenen Gepräge ihres Wesens; aber verfolgt

sie doch im Stillen nach Haus, wo sie nicht bemerkt und mit staunendem Interesse angegafft werden, so findet ihr in den meisten Fällen gewöhnliche Menschen, die wie ihr selbst, die wie wir andern handeln.

Es wäre allerdings interessant, das Merkwürdige dieser Originalitäts-Laune hier noch weiter auseinander zu setzen, aber es führt uns allzuweit vom Zwecke ab; wir bemerken also nur noch, wie sie sich theoretisch und praktisch zuweilen auch im Leben abtheilt; in ersterer Hinsicht bildet sie dann den paradoxen Kopf, in der letztern den singulären, oder wenn er es allzuweit treibt, bizarren Mann. Beyde sind aber für den gleichgültigen Zuschauer immer interessant; denn ihr Umgang hat etwas Pikantes, weil er uns aus dem Alltagsgleise gemeiner Begriffe heraushebt und mancherley zu denken giebt. Ein anderes ist freylich das Urtheil über sie aus dem moralischen und logischen Gesichtspunkte, das sich aber nach dem Vorherigen leicht von selbst ergiebt.

Damit glauben wir nun die gemeinsten und auffallendsten Ausartungen des Selbstgefühls aufgezeigt und aus ihren Gründen genügend entwickelt zu haben, so daß sich jetzt ein desto hellerer und umfassender Blick auf die reine Natur und Würksamkeit dieses Gefühls heften lassen wird.

III. Kraft und Würksamkeit des wahren Selbstgefühls.

Sehr weit verschieden von aufgeblasenem Dunste und leerem Eigendünkel, so wie von kleinlichem Eitelkeitsgeiste, setzt das solide Selbstgefühl jederzeit einen wahren innern Werth, einen gewissen Grad hervorstechender innerer Kraft als Basis voraus. Demnach bestehet dasselbe, wie wir schon bemerkt haben, in der innigen, auf die handelnden Kräfte unserer Seele reagirenden Ueberzeugung von unserm Selbstwerthe und einem, diesem Werthe entsprechenden Vertrauen auf uns selbst, auf die Fülle und Kraft eigenen Würkens. Es ist die heilige Flamme des thätigen Lebens in uns, die fortdauernd das Bewußtseyn und die Zuversicht auf eigene forthelfende Kraft anfacht, unterhält und erwärmt. Dieses Kraftbewußtseyn muß zwar immer als Bedingung zuvor schon vorhanden seyn, und eigentlich das Selbstgefühl erzeugen, oder es ist vielmehr dasselbe selbst; dennoch wird aber hinwieder durch das permanente lebendig machende Gefühl jede Selbstkraft mehr und mehr entwickelt und geübt, gestärkt und erweitert mittelst der Reaktion. Durch den Reflex des Selbstgefühls tritt die Kraft voller, deutlicher, geschickter zur unmittelbaren Anwendung hervor; jedes Seelen-Vermögen wird in dem gleichen Maasse erhöhet und cultivirt, je öfter es mittelst des Handelns zum Selbstbewußtseyn kommt, und von da wieder reflectirt wird zum Handeln nach aussen.

Auf solche Weise erscheint uns das Selbstgefühl als ein höchst würksames und wichtiges Princip im moralischen Organism des Menschen; es ist, wenn wir ein hieher passendes Gleichniß von der Chemie entlehnen dürfen, das Oxygene der moralischen Welt. Ihm verdankt jeder mit vorzüglichen Anlagen und Kräften ausgestattete Mensch, zunächst seine Bildung und Grösse; denn erst durch dasselbe gelangen seine Fähigkeiten zur Entwicklung und bekommen jenen lebendigen Impuls, jene Richtung auf angemessene Objekte, wodurch sich ihre Existenz und Würksamkeit in der äussern Welt bewährt. Das Selbstgefühl ist sonach eine der obersten Triebfedern des geistigen Lebens, von der eine Menge untergeordneter Triebfedern meistens erst ihre Elasticität und Kraft erborgen müssen; es ist das Lebensprincip des Handelns von innen heraus, der selbsteigene Genius für unsere freyesten und muthigsten Unternehmungen jeder Art.

Ihm ist es vorzugsweise und nicht selten allein zu verdanken, wenn unsere Gesinnungen mit Stärke, unsere Vorsätze mit Dreistigkeit und Beharrlichkeit, unsere Handlungen mit Einheit und Energie hervortreten. In unser Seyn und Handeln kann überhaupt nur bey einem wahren Selbstgefühl Haltung und eigentlicher Charakter kommen. Denn was heißt Charakter haben anders, als mit Energie und Permanenz über selbstbestimmten Maximen halten, und in seinem Denken und Handeln möglichst unabhängig von äusserm fremdem Einflusse der

Menschen und der Umstände, nur eigener vernünftiger Ueberzeugung folgen? *) Der Mann von Charakter denkt und handelt, um es mit kürzern Worten zu sagen, aus und für sich selbst; wie vermag er aber dies ohne Selbstkraft und ohne deren stets lebendiges Gefühl?

Das ist unmöglich, wie klar in die Augen fällt. Und eben darum sehen wir im Gegentheile so viele Personen von schwacher Selbstkraft und folglich auch schwachem Selbstgefühle meistens unentschlossen, unbestimmt und schwankend in ihrem Denken und Thun. Ohne festes Princip in sich selbst überlassen sie sich passiv dem äussern Eindrucke, der Eingebung des Augenblicks, dem trugvollen Spiele fremder Ansichten und Plane. — Aengstliche Rücksichtnahme auf anderer Denken und Thun, gedankenloses Nachahmen dessen, was die Majorität, die Meinung und Mode für gut hält, Festhalten an dem Gewöhnlichen jeder Art, Abneigung gegen alles, was unerhört, ausserordentlich und kraftanstrengend erscheint, zurückbeben vor jeder kleinen Schwierigkeit und Stehen-

*) Kant in s. Anthrop. S. 266. sagt ungefähr dasselbe mit den Worten: „Einen Charakter schlechthin zu haben, bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subjekt sich selbst an bestimmte praktische Principien bindet, die es sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat;" und eben so Plattner in den philos. Aphorismen Th. II. wo er von der Selbstständigkeit spricht, die in diesem Sinne mit Charakter überhaupt eins ist.

bleiben auf halbem Wege — fassen wir es kürzer zusammen, Mangel an Bestimmtheit, an Energie und Muth charakterisiren stets mehr oder weniger dergleichen Subjekte. Man kann nicht sagen, daß sie sich jemals recht selbst fühlen oder dieses Gefühl einige Zeit festhalten können; denn in jedem Augenblicke verliehren sie ja sich selbst unter Umständen und andern Menschen, und bleiben somit natürlich unfähig zu einer permanenten und selbstständigen Denk- und Handlungsweise. —

Wahres Selbstgefühl hingegen verhilft uns mehr und mehr zu edler Selbstständigkeit, zur Einheit des Charakters. Je mehr wir uns zutrauen, desto mehr versuchen wir, je mehr wir versuchen, desto mehr vermögen wir, desto mehr gelingt. Sapere aude, und du hast damit einen grossen Schritt auf dem Wege zur Weisheit gemacht; ein kräftiges Wagen, ein festes: ich will, ist halbe Vollendung der That. — Hiezu gehört aber Energie des Selbstgefühls, und nur durch dieses, durch dessen fortdauernden, lebendigen Effekt bekommt auch der heroische Satz: was ich will, das kann ich, Realität und Wahrheit.

Vernünftiger Weise kann ich freylich auch im Ernste nie mehr wollen, als was ich nach dem Maasse meiner Kräfte und ihres Verhältnisses zu den äussern Dingen für möglich und erreichbar halten darf; ja es widerspricht selbst den nothwendigen Gesetzen der Willenskraft, etwas im eigentlichen Sinne zu wollen, dessen Würklich-

keit als absolut unmöglich — nach den gegenwärtigen Vorstellungen des wollenden Subjekts erkannt werden muß. Was daher nach genauer Einsicht und Berechnung meiner Kräfte im Verhältniß zu den Aussendingen über erstere augenfällig hinausliegt, kann ich eigentlich nicht wollen, wohl aber *wünschen*. Indessen berechnen wir unsere Kräfte und die ihnen gegenüberstehenden äussern Dinge nicht immer richtig, und so wird oft *subjektiv* (nach unsern irrigen Vorstellungen) etwas für möglich gehalten und als Zweck des Wollens ergriffen, was *objektiv* oder an sich in der That unmöglich ist. Diejenigen, die so bisweilen auch das Unmögliche wollen, fehlen folglich — dem Gesetze des Willens gleichwohl getreu — blos darin, daß sie die Unmöglichkeit ihrer Willenszwecke noch *nicht einsehen*, weil sie das Maaß ihrer handelnden Kraft gegen das Maaß aller zur Ausführung erforderlichen Kräfte genau abzumessen versäumt haben.

Dagegen vermögen Manche bey weitem mehr, als sie selbst glauben, und sich aus Unkunde der in ihnen schlafenden Kräfte zutrauen; sie würden ungleich mehr können und bewürken, sobald sie nur ernstlich wollten. Unter diesem ernstlichen Wollen ist aber nichts anders zu verstehen, als der kräftige, andauernde Entschluß zu irgend einer That und das unverdrossene Hinhalten auf deren Realisirung, ohne sich leicht durch conträre Ent-

schlüsse oder entgegenstemmende Aussendinge abbringen zu lassen.

Nun ist es vor allem andern — dies erhellt aus dem Bisherigen — eben das Selbstgefühl, dieser lebendige Total-Reflex unserer Kraftweite, das den Verstand in seinen Ideen und Planen unterstützen, den Willen stark machen, seinen Entschlüssen Festigkeit und Permanenz geben muß. Dies ist der eigentliche Genius grosser Männer und ihrer kraftvollen Thaten; von ihm geleitet und begeistert, steuert Columbus muthig der neuen Welt zu, die in seinem Geiste schon entdeckt lag und jetzt von ihm gefunden werden muß; denn:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der Eine verspricht, hält die Andere gewiß. *)

„Der Genius des Selbstvertrauens hat einmal diesen Entschluß in mir geweckt und hält ihn aufrecht; er wird ihn auch durchzusetzen und auszuführen im Stande seyn"; mit diesem Gedanken schreitet der von Selbstgefühl durchdrungene Mann unverdrossen seinem grossen Ziele entgegen, und erreicht es, wenn nicht bald, doch am Ende meistentheils glücklich, da er nie am Erfolge verzweifelte. Ihm giebt dann dieses Gefühl eine Willensenergie, worüber der gemeine Haufe gaffend und verstummet staunt; denn letzterer hält so oft für unmöglich, was blos schwer

---

*) Schiller in seinem trefflichen Gedichte: Columbus.

ist, ausserordentliche Entschlüsse für Chimären und abentheuerliche Plane, Ausdauern und Festhalten bey dem sich vorgesteckten Einen Ziele für Eigensinn und Bizarrerie. Inzwischen bringt jener eben diese Plane, die von andern als chimärisch vorerst verlacht worden, durch Hülfe seines innern Genius zur Ausführung, und wird nun als ein ausserordentlicher Mann bewundert. Erst der Erfolg stempelt auf solche Weise die grossen Männer; ohne ihn werden gerade die kraftvollsten Geister samt allen ihren kühnen und weitgehenden Planen gewöhnlich nur für Phantasten und Narren gehalten. Der organische Keim des grossen Mannes bleibt dem blöden Auge des gemeinen Haufens in der Regel so lange verhüllt, bis er üppig in Blüthen und Früchten, d. h. in äussern Thaten aufschießt, laut der sprechenden Geschichte, die uns hierüber allenthalben Belege liefern kann.

Aber ist es darum blos der Erfolg, das Glück allein, das, wie man so oft behaupten hört, die berühmten und grossen Männer, einen Alexander, Cäsar, Napoleon u. s. w. schaffet? — Nur einseitige Halbphilosophie könnte so etwas im Ernste behaupten. Das Glück thut zwar allerdings das Seine, thut dabey öfters sehr viel; aber es thut doch nicht Alles, und wird mit aller seiner Gunst den Menschen von nur gewöhnlichen Anlagen doch nie auf die Grösse und Höhe zu bringen vermögen, welcher Mitwelt und Nachwelt ihre Bewunderung zollen. Nur der Mann, der zugleich in sich selbst

eine Fülle von Kraft wahrnimmt, und auf eigene Einsicht, Klugheit, Stärke und Festigkeit vertrauend grosse Dinge wagen darf, das ungewisse Glück so gleichsam auf die Probe zu stellen Herz hat, ist auch im Stande, solches im entscheidenden Momente ganz auf seine Seite zu bringen. Er muß es so gleichsam erobern, wie Napoleon (nach seinem eigenen Ausdrucke) bey Marengo den Frieden eroberte; denn es läuft ihm doch nicht leicht, ohne sein eigenes Zuthun, blindlings zu. Und selbst dann, wann er es auch ergriffen hat, was anders als eigene Geschicklichkeit und fortdauernde Kraft können ihm dessen Besitz sichern und die Möglichkeit gewähren, solches festzuhalten, nach seinen Absichten zu lenken und zu gebrauchen? — Glück allein wird folglich nie den grossen Mann machen, wenn er nicht darneben durch eigenes Verdienst, durch Selbstkraft und Selbstgefühl unterstützt und emporgehalten wird. Ostentation verbunden mit besonderm temporären Glücke, spielt freylich auch zuweilen die Rolle des grossen Mannes, und giebt manchen anmaaßlichen Kriegs-Helden und Staats-Männern ohne Verdienst, einen gewissen Nimbus von Superiorität. Dieser Schimmer ist jedoch nur ein loderndes Strohfeuer, das mit seinem unsoliden Stoffe schnell verfliegt, denn ein Glück ohne Selbstkraft und eigenes Verdienst wird sich nie lange halten, und hat es einmal den Rücken gekehrt, seinen Günstling alsbald vor den Augen der Welt in wahrer Gestalt entblössen.

Gleichwohl bleibt es immer wahr, daß das Glück einen grossen Einfluß auf unsere Urtheile über den moralischen Werth und die Grösse der Menschen habe; je nachdem es günstig oder ungünstig ist, kann es denselben Charakter bald zum Gegenstand allgemeiner Liebe und Bewunderung, bald zum allgemeinen Ziel des Spottes, des Hasses oder der Verachtung machen. Und darum vermag auch nie die Gegenwart, sondern nur die kommende Zeit des besonnenen Rückblicks, die spätere Geschichte ein reines Definitiv-Urtheil über berühmte Männer zu fällen.

Das Selbstgefühl wird und muß aber zu grossen Dingen jederzeit in so ferne mitwürken, als es den Willen da oft in Bewegung und ins Handeln setzt, wo er ohne dessen lebendigen Anhauch unentschlossen und unthätig geblieben wäre; und noch mehr in so ferne es ihn in gefaßten Entschlüssen befestigt, im Ausführen stets neu erwärmt und antreibt. Ein starker Wille ist sonach das vorzügliche Resultat dieses Gefühls; wie viel aber vermag der Mensch nicht, den ein starker Wille belebt?

Wir wissen, daß überhaupt Leidenschaften die mächtigsten Hebel menschlicher Thätigkeit, die allgemeinsten bewegenden Principe der moralischen Welt sind, so daß ohne sie bald überall Tod und Stillstand entstehen, und die Menschennatur unter das entgegengesetzte Princip der Trägheit nothwendig sich beugen müßte. Ohne den Enthusiasm der Leidenschaft — wo gäbe es grosse

Thaten, wo weltüberstrahlende Genien in Menschengestalt, wo unsere grossen Männer? *)

Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt, d. h. als Hebel und Triebfeder kraftvoller Einflüsse und Thaten, ist denn auch das Selbstgefühl zu betrachten. Ja näher untersucht ist solches selbst eine Leidenschaft, oder tendirt wenigstens immer dahin, eine zu werden. Denn sobald sich im Menschen das Selbstgefühl mit einiger Stärke zu regen anfängt, so geht das in selbigem enthaltene Selbstachten und Selbstvertrauen in die permanente Begierde über, sich auch immer mehr achten zu können. In dieser Absicht strebt dann der vom Selbstgefühl Belebte leidenschaftlich dahin, seinen innern Werth mehr und mehr zu befestigen und zu erhöhen, ist fortwährend leidenschaftlich bemüht, jene ihm nothwendig gewordene Achtung seiner selbst zu behaupten. Und damit er dafür einen sichern Bürgen habe, und sich über sein eigenes Gefühl nicht selbst täusche, so strebt er zugleich eben so eifrig nach äusserer Anerkennung seines Werths, nach der Achtung Anderer.

---

*) En général ce n'est que chès les hommes passionnés qu'on trouve les grandes ames; tout acte de vertu sublime n'est pour l'ordinaire qu'un sacrifice de soi-même en faveur des autres, qui exige nécéssairement de la chaleur, des efforts et du courage. Weiß in seinen Principes philosophiques.

Auf solche Weise verbindet sich dann, wie wir täglich wahrnehmen können, mit dem Selbstgefühle, je nachdem es mehr oder weniger lebhaft ist, auch ein mehr oder minder lebhafter Durst nach äusserer Achtung, eine Begierde oder Leidenschaft nach Ehre und Ruhm. Denn nur sehr wenige Menschen sind doch bis zu dem Grade selbstgenügsam, daß sie sich mit ihrer eigenen innern Achtung befriedigten, und nicht darneben auch von Andern geschätzt und geehrt zu seyn wünschten; sie trauen ihrem innern Gefühle nur halb, so lange es nicht auch durch fremden Ausspruch bestätigt und dadurch erst sanctionirt wird. Wer wollte auch läugnen, daß dies in der Regel billig und sachgemäß sey? Das blos eigene Urtheil wird ja so oft partheyisch, so oft durch Eigenliebe verunstaltet, täuscht uns so oft mit falschen Schmeicheleyen über unsern Werth. Was bleibt uns daher zur Sicherstellung des Selbsturtheils gegen alle möglichen Blendwerke der Eigenliebe noch anders übrig, als desfalls zugleich nach der Stimmenmehrheit der andern zu forschen?

Der höchste Punkt des Verdienstes wäre freylich der, keiner äussern Anerkennung mehr zu bedürfen, indem es unerschütterlich fest auf sich allein beruhete; so wie sich der höchste Punkt des Stolzes in dem unabhängigen philosophischen Stolze findet, der, sich selbst genug, sich aus fester Ueberzeugung innerlich achtend und damit vergnügt, äusserer Ehre Hohn spricht, und nach Anderer Urtheil nicht fragt. — Höchst selten aber oder nie wird

sich auf dieser Erdenwelt jenes solide, ganz in sich befestigte Verdienst finden, und eben so selten ist auch dieser philosophische Stolz; ein blosses Ideal eines Diogenes, der nicht in Griechenland und nirgends so existirt hat.

Wir bleiben bey der Regel, und somit steht das Selbstgefühl meistens in naher Verwandtschaft mit der Ehr- und Ruhmbegierde, die beyde von ihm erst in volle Entwicklung und Würksamkeit gesetzt zu werden pflegen. Wer wird nun aber darum jenes Gefühl verdammen wollen? Kann er doch selbst die Ehr- und Ruhmbegierde (deren öfteres Uebermaaß dem Selbstgefühle nicht allein beygemessen werden darf) an sich nicht verdammen, noch weniger gänzlich niederdrücken wollen; oder er müßte damit den Keim so vieler energischen, der Menschheit Heil bringenden Unternehmungen und Thaten zugleich ersticken.

Nur mittelst eines kräftigen Selbstgefühls und dessen steter Einwürkung auf die Seele können, wie gesagt, grosse Dinge in der Welt zur Ausführung kommen. Ohne seinen befeuernden Einfluß würden die eigentlichen Werke des Genies, die wahrhaft heroischen Thaten des Willens nirgends vollbracht; jenes würde oft mitten in seinem Fluge (wenn es anders soweit gelangen könnte), mitten in seinen kühnen Meditationen und Schöpfungen stille halten und ermattet abbrechen; dieser aber müßte im Verfolge seiner Plane von dem Muthe zur Vollendung verlassen, oft bey dem ersten Versuche zurückgeschreckt

werden. Welche Menge von Schwierigkeiten stemmen sich nicht meist hier und dort solchen grossen Unternehmungen entgegen; welche Menge von Mitteln und Mittelzwecken müssen erst erreicht werden, bevor sich zum Hauptzweck gelangen läßt? Jeder dieser vorbereitenden Zwecke kann dann wieder seine eigene Schwierigkeiten haben, die somit ein Detail erneuerter Kraftanstrengungen, einzelner Klugheitsübungen erfordert. — Aber zuweilen ist auch ein kühner Schlag, ein starker Akt der Geistesgegenwart und Klugheit zureichend, alle Umstände auf den Erfolg unsers Plans hinzuleiten, und selbst Menschen dahin zu bringen, daß sie unserm Zwecke gleichsam mechanisch dienen müssen. Zu diesem allen gehört ohne Zweifel viel Kraftaufwand, viel Geduld, viel Ausdauer, ein festes Hinwürken auf Einen Punkt, viel Entschlossenheit, so wie Geschicklichkeit in Erweckung und Benutzung des Selbstgefühls und der Ehrliebe Anderer. Es gehört dazu sogar bisweilen eine Art von Anmaassung und Charlatans-Blendwerk, ein gewisses Hochgefühl, eine gewisse Selbstbewunderung, eine magische Erhebung der Imagination, ein Superioritätsdrang, und wenn nicht ein romantischer Ritter- und Abentheurer-, doch ein gewisser daran streifender Wage-Geist, der schon in der Phantasie den ganzen Erfolg sieht, während ihn noch sein kälteres Nachdenken für kaum möglich hält. Was wir damit sagen wollen, hat der treffliche Smith eben so bündig als wahr ungefähr nach demselben Gesichtspunkte hingestellt; daher

seine übersetzten Worte hier einer Stelle werth seyn dürften. *)

Diese verschiedenen Talente und Eigenschaften, wodurch sich immer nur wenige Sterbliche als Heroen der Geschichte darstellen, giebt, nährt und stärkt also ein

---

*) „Sehr selten sind noch in der Welt grosses Glück und ausgezeichnetes Ansehen über die Urtheile und Meinungen Anderer erlangt worden, ohne einen gewissen Grad übertriebener Selbstbewunderung. Die blendendsten Charaktere, die Männer, die die größten Thaten vollbracht, die ausgedehntesten Veränderungen sowohl in der Denkungsart, als in dem äussern Zustande der Menschen herbeygeführt haben, die glücklichsten Feldherrn, die ersten Staatsmänner und Gesetzgeber, die beredtesten Stifter und Führer grosser und mächtiger Sekten und Partheyen: sie alle oder größtentheils haben sich zur Höhe emporgeschwungen, nicht blos durch ihre würklich grossen Verdienste, sondern eben so sehr durch einen gewissen Grad von Anmassung und Selbstbewunderung, der nicht selten sogar ihr Verdienst überstieg. Aber dieses Hochgefühl, diese Anmassung waren vielleicht gerade erforderlich, um sie nicht blos zu solchen Unternehmungen anzufeuern, vor deren Idee eine kältere, nüchterne Seele zurückgebebt wäre, sondern um zugleich ihren Creaturen und Gehülfen Unterwürfigkeit und Gehorsam einzuflössen, und sich selbst in der Ausführung solcher Plane zu stärken. Wurde dann ihr Unternehmen mit Erfolg gekrönt, so verwandelte sich freylich oft jenes Hochgefühl in eine Eitelkeit, die nahe an Verrücktheit und Wahnsinn gränzte. Alexander der Grosse schien solchergestalt nicht blos zu verlangen, daß ihn andere als ein übermenschliches Wesen verehrten, sondern kam zuletzt soweit, sich selbst dafür zu halten." Theory of moral sentiments Vol. II. pag. 108.

lebhaftes Selbstgefühl mehr als alles andere. Das feste Vertrauen in seine eigene Kraft, die hohe lebendige Ueberzeugung von seinem Selbstwerthe, die damit gewöhnlich verbundene Ehr- und Ruhmbegierde, sind allein stark genug, den grossen Mann jener Anstrengungen und Thaten fähig zu machen, die ihm die Welt mit Bewunderung und Ehrfurcht lohnt; sie allein können ihm diese Kraftfülle und Kraftpermanenz geben, womit er die größten Schwierigkeiten besiegt, seine Thätigkeit unablässig in Bewegung erhält, anspannt, und nimmer ruhen läßt bis zum Erfolg; sie allein setzen ihn endlich in Stand, je zuweilen auch nach Erforderniß der Umstände, sein gesammtes Würkungs-Vermögen in dem entscheidenden Einen Punkt mächtig zu concentriren.

Durch solche vom Selbstgefühl aufgeregte Kräfte machte sich Cäsar zum Herrn der Welt, und gleichfalls durch sie erhob sich der Cäsar unsers neuern Europa, Napoleon an die Spitze des mächtigsten Staats, und wußte das schwere Ruder, unter allen Gefahren, die sein aus den Revolutions-Stürmen kaum gerettetes Schiff, so wie den Steuermann selbst umgaben, bis jetzt mit Festigkeit, Ruhm und Glanz zu führen. Gleich allen seltenen Geistern seiner Art besitzt auch Napoleon einen hohen Grad von Selbstgefühl; dies beweisen alle bisher bekannt gewordenen Züge seines Lebens, dies beurkunden alle seine Thaten und Reden, seine ältern und neuern Proclamationen, seine Regierungshandlungen u. s. w.

vor dem ganzen Europa. Dieser hohe Genius seiner Seele stellte ihn zunächst auf den grossen Posten, und gab ihm fortwährend den unbesieglichen, festen Muth, nicht blos die einmal erreichte Höhe zu behaupten, sondern seinen Einfluß und seine Macht, allen widrigen Elementen zum Trotze, mehr und mehr zu begründen und zu erweitern. — Was blieb ferner dem grossen Friedrich in so manchen Unglücksfällen des siebenjährigen Kriegs noch übrig, als das feste Vertrauen auf sich selbst; und was anders rettete ihn wieder aus allen Stürmen, als dieser sein innerer Genius?

Eben so ist es vor allem das Selbstgefühl, das grosse Schriftsteller erzeugt, ihre Ideen begeistert, ihren genialischen Werken den Entwurf, die Vollendung und Vollkommenheit giebt. Das Hochgefühl ungemeiner Geisteskraft muß das Genie zuerst auf eminente Gesichtspunkte emporheben, und dann den Blitzstrahl entzünden, der das werdende Produkt in totalem Umrisse vor die Seele zaubert. Denn kein Genie-Werk wird fragmentarisch erst nach und nach gebohren; in voller, wenn gleich noch roher Gestalt muß es dem Geiste, wie ein leuchtender Stern aufsteigen. Nachher kommt die Feile, die bearbeitende und polirende Hand; aber auch diese ermattet bald über der Arbeit, wenn sie nicht Drang der Selbstschätzung und Bewunderung, lebendiger Muth, Durst nach Ehre und Nachruhm fortgesetzt anfeuert und leitet. — Wo Genie ist, ist Stolz, haben wir schon einmal nach

Wackefield bemerkt; man könnte es nach der vorliegenden Ansicht auch eben so gut umkehren und sagen: wo kein Stolz, d. h. kein kräftiges Selbstgefühl ist, kann auch kein Genie seyn; und dies ist durch das bisher Gesagte zureichend erklärt. Jenes grossen Schriftstellern nothwendig beywohnende Selbstgefühl spricht ja auch allenthalben aus ihren genialischen Produkten selbst; man lese Wieland oder Göthe, Hume oder Kant oder Fichte, Rousseau oder Voltaire u. s. w. Ja schon das Unternehmen, seine Ideen, d. h. die innere Gestalt seines Geistes öffentlich der Welt vorzulegen, ist unzweydeutiges Merkmal eines starken Selbstgefühls, die Absicht des Schriftstellers sey übrigens so löblich, als sie wolle. „Sprich und du bist", sagt ein lakonisch-wahres Sprüchwort; aber du wirst dich wohl hüten zu sprechen, so lange du fühlst, daß du nichts oder nicht viel bist; dann beobachtest du lieber ein gravitätisches Schweigen, und verdeckst oder reparirst das Deficit deines Geistes mit einer anständigen Haltung des Körpers.

Das reifere Jünglings- und jüngere Mannsalter, die Uebergangsperiode von jenem in dieses, macht die Blüthezeit starker Gefühle, ist das eigentliche Alter der Leidenschaften. *) In diesen Jahren äussert sich

*) C'est dans l'age des passions, c'est à dire depuis vingt cinq jusqu'à trente cinq et quarante ans qu'on est capable des plus grands efforts et de

folglich auch das Selbstgefühl am lautesten und kräftigsten. Daher sind junge Männer grosser Unternehmungen vorzugsweise fähig, vorzugsweise zu starken Kraftäusserungen, kühnen Entschlüssen und heroischen Thaten geschickt. Dies gilt für Wissenschaften und Künste, für den Militär- und bürgerlichen Staats-Dienst auf gleiche Weise; wehe daher auch dem Staate, der den wichtigen Erfahrungs-Satz ausser Acht läßt, und nur der Anciennetät ängstlich huldigt; früh oder spät wird sich an ihm selbst diese Vernachlässigung jugendlicher Vollkraft und Thatenfeuers nothwendig rächen.

Wer sich demnach in den zwanziger und dreisiger Jahren, wie Helvetius bemerkt, nicht schon eine gewisse Bahn eröffnet hat, und den Grund zu seiner Grösse oder Berühmtheit, oder irgend einem auszeichnenden Talent und Verdienst legt, wird späterhin nur höchst selten

---

vertu et de genie. À cet age les hommes nés pour le grand ont acquis une certaine quantité de connaissances, sans que leurs passions aient encore presque rien perdu de leur activité; cet age passé les passions s'affoiblisssent en nous, et voilà le terme de la croissance de l'esprit; l'on n'acquiert plus alors d'idées nouvelles; et quelque supérieurs que soient dans la suite les ouvrages que l'on compose, on ne fait plus qu'appliquer et developper les idées conçues dans le tems de l'effervescence des passions et dont on n'avoit point encore fait usage. Helvetius de l'esprit. Disc. III. Chap. VIII.

noch weit kommen, sondern meist mit der grossen Menge alltäglich seinen Weg wandeln. Denn kühne Wagstücke, rasche Glücksversuche, genialische Schöpfungs-Werke, Durchbrechen und Durcharbeiten auf unbetretener Bahn sind Sache leidenschaftlicher Liebe, emporgehobener Imagination, eines warm fühlenden und thätigen Gemüths; nur als seltene Anomalien finden sich aber bisweilen dergleichen Früchte noch in den Herbst- und Wintertagen des spätern Alters; ihren Keim hat indeß sicherlich schon die Jugend-Sonne mit befruchtender Wärme überstralt. So schrieb zwar Rousseau erst spät in den Funfzigern seine unsterbliche Werke, aber ihr Stoff, die Fülle und Form seiner Ideen und tiefen Gefühle, hatten sich im Knabenjüngling, der an den Ufern des Genfersees und in Savoyens Gebirgthälern herumirrte, bereits unverkennbar aus- und zusammengebildet; was also der liebenswürdige, geistvolle Sonderling längst schon in sich selbst war, das stellten nun freylich erst späterhin seine Schriften nach aussen dar. Sein Schriftstellerleben, seine spätere Altersperiode war ja nichts als ein lebendiger Reflex des innigsten, Ideen- und Gefühlreichsten Jugendlebens, den selbst die nachherige Menschen- und Welterfahrung nur wenig modificiren, und nur mit einem Trauerflor überhängen konnte; und hierin gerade, wie wir im Vorbeygehen bemerken, dürfte eine wesentliche Eigenheit des Schriftstellers und Menschen Rousseau liegen.

Das Selbstgefühl ist ferner auch — dies heischt die Naturbestimmung unsres Geschlechts — weit stärker beym Manne, wie beym Weibe. Während die männliche Seele, berufen ihr eigener und Anderer Helfer und Beschützer zu seyn, von diesem Gefühle vorzüglich stark und thätig erhalten wird, hat dafür die Natur in das weibliche Gemüth das zartere Mitgefühl gelegt; und erst durch diese Gabe ward Weiblichkeit dem andern Geschlechte.

Vermöge des sympathisirenden Gefühls theilen weibliche Gemüther so innig fremdes Wohl und Wehe, identificiren sich so leicht mit dem Zustande anderer, und sind darum ungleich mehr, wie die Männer, zärtlicher Anhänglichkeit und Zuneigung, empfindungsvoller Freundschaft und Liebe, und aller aus diesen theilnehmenden Gefühlen weiter hervorkeimenden Gesinnungen und Thaten fähig. Vermöge ihres geringern Selbstgefühls aber sind sie weniger, als die Männer, zu grossen und kühnen Unternehmungen geschickt; auch kann sie die mit Selbstgefühl gewöhnlich verknüpfte Ehr- und Ruhmbegierde nicht so stark entflammen. Wenige Beyspiele der Geschichte, wo auch unter dem weiblichen Geschlechte berühmte Kriegsheldinnen, grosse Staatsbeherrscherinnen, Schriftstellerinnen und Genie's hervorgeglänzt haben, vermögen den Satz keineswegs umzustossen.

Am meisten aber pflegen die Weiberseelen solcher Unternehmungen unfähig zu seyn, die festes und behaarliches Hinwürken auf ein in der Ferne ausgestecktes Ziel,

und somit fortgesetztes planmässiges Handeln, das Hauptziel stets im Auge, erfordern. Hiezu gehört nämlich ein kalter Kopf, ein überschauender Blick, ein beharrlicher Wille; damit besteht aber der Detailgeist, die Mobilität und zärtliche Reizbarkeit des Weibes nicht leicht zusammen.

Von der politischen Seite betrachtet äussert sich das Selbstgefühl individualisirter, ausgeprägter und thätiger in freyen Verfassungen, d. h. in republikanischen oder auch monarchischen, aber in republikanischem Geiste regierten Staaten; dagegen der despotische Scepter das individuelle Ich und damit jeden lebendigen Aufschwung und Effekt des Selbstgefühls erdrückt. Nur der hochfahrende Despot allein behält hier ein freyes Selbst, und kann und darf sich eigentlich fühlen; sein: l'Etat c'est moi! (wie Ludwig XIV. sprach) muß hingegen jede laute Selbstgefühls-Aeusserung und Selbstständigkeit der Andern neben und unter ihm gänzlich vernichten. Mit diesem niedergedrückten Gefühl wird dann die freye Entwicklung und Anwendung individueller Kräfte zugleich gehemmt; denn Thatenheroism, ächte Virtuosität und Genialität sind nur Produkte einer zwanglos aus sich herausarbeitenden Seele, die eigener innerer Drang und freyöffentliche Achtung befeuert. Beydes aber fehlt im despotischen Staate, sobald wir die Majorität der Individuen betrachten; denn hier giebt es kein Publikum, das eine öffentliche Meinung bildet, keinen öffentlichen entscheiden-

den Ausspruch über Verdienst; nur der Einzige und seine wenigen nächsten Rathgeber repräsentiren den öffentlichen Verstand, das öffentliche Urtheil; nur das allmächtige Kopfnicken dieses Einzigen theilt Achtung und Ehre willkührlich als Gnade aus. Wie könnte sich da in den andern Individuen Selbstgefühl entwickeln und festsetzen, und zu schönen Blüthen und Früchten frey organisch aufschiessen?

Dem niedergedrückten oder doch nur schwach entwikkelten Selbstgefühle, wodurch die Unterthanen eines Despoten in Vergleich mit den Bürgern freyer Verfassungen sich nothwendig charakterisiren, ist es daher vorzüglich zuzuschreiben, warum bey letzteren ungleich mehr Individualität des Denkens und Handels, mehr grosse und heroische Thaten, mehr Werke vielseitiger Industrie, geistiger und moralischer Schwungkraft gefunden werden. In despotisch regierten Staaten hat ja der einzelne Bürger für sich allein gar keinen oder sehr geringen Werth, ist politisch betrachtet eine Nulle oder nur eine in Verhältniß zum Ganzen und dem das Ganze repräsentirenden Herrscher wenig rechnende Zahl. Unmöglich kann also in ihm, unter solchen gewaltthätigen Verhältnissen, freye Selbstkraft entwickelt und Selbstgefühl rege werden; auch die Begierde nach Ruhm gewinnt nicht volle Energie, und treibt ihn weniger zum Erwerbe wahrer oder solcher Verdienste, zu denen ihn sein Genius berufen hat, als vielmehr meistens nur dahin, wo es das Auge und die

Favorit-Neigung des Despoten verlangt. Ehre und Belohnung folgen hier höchst selten solidem Verdienste; vielmehr muß dieses, in so ferne es zunächst das wahre Wohl des Staats, nicht blos das persönliche des Herrschers, berücksichtigt, oft absichtlich niedergehalten und zurückgesetzt werden. Ungleich günstiger für die Entwicklung und Belebung jenes Gefühls sind folglich stets, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, freye Verfassungen gewesen. Hier behält der Einzelne mehr oder weniger unmittelbaren Einfluß auf das Ganze, hat gewisse aktive Staatsbürger-Rechte, oder bildet wenigstens ein votirendes Glied in der öffentlichen Meinung, genießt nicht blos bürgerlichen Schutz und bürgerliche Freyheit, sondern auch eine Art von politischer, eine Art von Selbstständigkeit als Person, und findet vielfache Gelegenheit, findet leicht seinen eigenthümlichen Spielraum, um die in ihm liegenden Kräfte und Talente nach bestem Vorurtheil zu gebrauchen und zu zeigen. Dies alles giebt dann seinem Selbstgefühle die freyeste Schwungkraft, und treibt ihn zu Thaten voll Grösse und Ruhm, zu Erfindungen, Speculationen und Geniewerken, die seinen Namen über Mitwelt und Nachwelt verbreiten. So strahlen uns noch nach Jahrtausenden Griechenlands und Roms grosse Männer ins neuere Zeitalter herüber; im Schoosse republikanischer Freyheit entzündete sich dort das Genie berühmter Gesetzgeber, Dichter und Philosophen; der Kriegsheld, der Staatsmann, der contemplative Weise bildeten

und stärkten sich dort im Sonnenstrahle ungehemmter Selbstentwicklung, im lebendigen Gefühle eigener Kraft, dem die freye Kraftäusserung des Gleichbegünstigten neben ihm nur mehr Schwung durch heilsame Nacheifferung gab. In den Zeiten griechischer und römischer Blüthe war beynahe jeder Grieche und Römer ein selbstständiges Individuum, ein sich selbst achtender und vom Andern geachteter Theil des grossen Ganzen. Allmählig aber degenerirte die Verfassung aristocratische; oligarchische und am Ende monarchisch-despotische Fesseln drückte dann die vorher so freyen, so kräftig sich regenden Individuen; und nun hörte zugleich die allgemein freye Uebung der Selbstkräfte und damit das männliche Selbstgefühl, und damit zuletzt die ganze Grösse, Hoheit und Kraft jener Heroen-Nationen des Alterthums auf. Die neuere Geschichte zeigt uns aber zwey andere Völker, die sich ebenfalls durch ein hervorstechendes National-Selbstgefühl (oder National-Stolz in dem nämlichen Verstande) und dadurch in nationeller Kraft und Grösse auszeichnen. Wir meinen die Engländer und Franzosen; erstere vermöge ihrer Staatsverfassung und ihrer für den Welthandel geschaffene Insel-Lage, wodurch die freyeste Entwicklung und ein vortheilhafter vielseitiger Verkehr menschlicher Kräfte begünstigt wird; letztere vermöge ihrer ausgedehnten Continental-Macht, ihrer althergebrachten Glanz- und Ruhm-Liebe, ihrer natürlichen innern Reizbarkeit und Regsamkeit, und besonders auch durch die

neueste grosse Revolution, die der Nation einen neuen, wenn gleich nicht allgemein-bessern Geist einhauchte, und alle Kräfte und Thätigkeiten mächtig aufregte. Seit dieser letzten Epoche wetteifern beyde Nationen mit einander noch weit mehr im National-Stolze; das englische Selbstgefühl wird noch mehr durch seinen Neugallischen Rivalen gehoben und so umgekehrt; und wo sich letzteres auf dem Lande zu erheben strebt, sucht sich jenes alsbald zur See in demselben Maasse aufzuschwingen. Wie viel dann für beyde Nationen durch diese Reibung der National-Kraft und des sich gegenseitig erhebenden Selbstgefühls an politischer Macht gewonnen werde, zeigt die Tags-Geschichte uns zeitungsbegierigen Deutschen nur allzuviel. Als philosophisch-ruhige Weltbürger mußten denn wir Deutsche bisher diesen auswärtigen politischen Kraftreibungen zusehen, woher doch kam bisher uns ein nationelles Selbstgefühl? Sind wir ja sogar in unsern bürgerlichen Verhältnissen, in unserm Schlafrocke zu Haus gewöhnlich so demüthig, daß wir kaum das Ich laut auszusprechen wagen! *) Vielleicht entwickelt nun

---

*) Ueber diese deutsche Demuth und Ichs-Verläugnung selbst in gewöhnlicher Umgangs-Sprache äussert sich der genialische Jean Paul (in der Vorschule der Aesthetik) sehr treffend, mit der Bemerkung, daß wir Deutsche das Ich kaum einfach zu gebrauchen wagten, während es der Franzose und Engländer im moi-même und I my self gewöhnlich verdoppelt.

aber eine bessere Zukunft unter der Aegide des neuen Bundes die bis jezt verschlafenen Keime teutschen National-Sinnes und Gefühls.

Doch es giebt noch eine andere moralische Ansicht, von wo aus dieses Gefühl nicht minder heilsam und achtungswerth erscheint. In so fern es nämlich, nach dem bereits Erörterten, die Individualität des Ichs frey entwickelt, dem Charakter Stärke und Haltung oder überhaupt erst einen Charakter im ächten Sinne giebt, wird es eine der sichersten Stützen, um uns bey allen Vorfällen und Schicksalen möglichst aufrecht und im Gleichgewichte zu erhalten; es wird unser fester Anker auf dem Ocean des Lebens. Der Mensch, den wahres Selbstgefühl hebt und erwärmt, und innerer Muth fortwährend beseelt, verzweifelt auch nicht leicht im größten Gedränge äusserer Umstände. Auch dann, wenn alles verlohren zu seyn scheint, wenn wider ihn Schicksal und Menschen sich verschworen zu haben scheinen, besitzt er doch noch sich selbst; es bleibt ihm doch noch sein eigener Muth, seine eigene Kraft und Klugheit, sein Vermögen zu reagiren, oder auch sich männlich ruhig den Umständen zu fügen. So lange er dann sich selbst noch in zusammengehaltener Kraft besitzt und gebrauchen kann; so lange werden ihm immer auch Hülfsmittel zu Gebote stehen, sich im Sturme aufrecht zu erhalten, oder ihn einigermassen zu besänftigen, mißgünstigen Schicksalen auszuweichen, Schwierigkeiten zu überwinden, die

Absichten feindlicher Menschen zum Theil zu vereiteln oder ihnen Gutgesinnte entgegen zu stellen. In eben dem Maasse, als wir uns von Umständen und Menschen ungerecht zurückgesetzt und verlassen fühlen, erhebt sich gewöhnlich der edle Stolz in eigener Brust; unser Selbstgefühl, unsere Zuversicht auf eigene Hülfe entzündet und verstärkt sich im zurückstossenden Andrange der äussern Welt; jede männliche Seele, die Misgeschick verfolgt, umschließt ein höheres Selbst und fühlt sich mehr oder minder dadurch gehoben, fühlt sich eine zweyte dem Unglück trotzende Medea. *)

Dann bekommt unser Gemüth verdoppelte Selbstkraft; wir finden mehr und mehr, daß wir uns selbst genug sind, und da wir allein stehen, uns auch allein im Nothfalle helfen können; das Bedürfniß der Selbsthülfe giebt dann oft, selbst über eigenes Erwarten, eine ungewöhnliche Stärke, einen an neuen Hülfsmitteln, Entwürfen und Auswegen erfinderisch-reichen Geist. Der alleinige Freund, der jetzt noch helfen kann und will, das getreue Ich, spricht uns nun mit gedoppelter Liebe und Vertraulichkeit an; und sucht unser Vertrauen mehr und mehr zu gewinnen, je eifriger es

---

*) Nerine spricht dort zur Medea:

Votre peuple vous haït, votre époux est sans foi;
Contre tant d'ennemis que vous reste=t=il? Moi!

sich anstrengt und alle Triebfedern seines Wesens in Bewegung setzt. Wer mithin noch diesen Freund auf seiner Seite hat und in munterer Thätigkeit aufrecht zu erhalten weiß, wird nie leicht ganz unglücklich und hülflos werden.

Wer dafür diesen, wer sich selbst verliehrt, auf den stürmenden Wogen des Lebens, dem verschwindet mit der innern Zuversicht und Selbstachtung das seine Wege erhellende und leitende Gestirn; er wandelt im Dunkel herum ohne Richtung, und läuft Gefahr, das Wenige vollends zu verliehren, was er noch hätte retten können. Welcher Andere mögte oder könnte ihm doch helfen, wenn er sich selbst nimmer zu helfen wagt, wer ihm zutraulich beyspringen, wenn er sich selbst furchtsam verläßt?

Das Schicksal empört sich mehr und mehr gegen ihn; denn indem er den Faden, woran sein Loos fortläuft, ganz aus den Händen gelassen hat, hat er sich zugleich der Macht des Schicksals und dessen willkührlichen Spielen lediglich preiß gegeben. Nun walten Schicksal und Menschen gebieterisch über ihn, weil er sich der einzigen Kraft entäussert hat, mittelst der er auf Schicksal und Menschen einzuwürken, und ihren Schlägen vielleicht eine bessere Richtung zu geben vermogt hätte.

In dieser Hinsicht ist es sonach besonders das Selbstgefühl, das dem Satze: „jeder ist der eigene Schöpfer seines Glücks" diejenige Wahrheit und Realität

giebt, die solcher überhaupt haben kann. Völlig unabhängig von den Umständen vermögen wir sublunarische Geschöpfe uns allerdings nie zu machen; öfters sind sogar jene von der Art, daß sie sich durch unsere Kraft weder leiten, noch merklich modificiren oder abändern lassen, und in so ferne kann unser Glück keineswegs gänzlich in unsern Händen seyn. Aber die meisten Umstände, die auf das eigene Loos zunächst einwürken, lassen sich denn doch mittelst einer geschickten Anwendung unsers Würkungsvermögens modificiren; und in den meisten Fällen haben wir doch wenigstens so vielen Einfluß auf selbige, daß sie uns nicht unbedingt und sclavisch mit sich fortreissen können. „Kein Mensch muß müssen, d. h. absolut von aussen her bestimmt werden", läßt dort Lessing seinen Nathan sprechen; das Medium jeder äussern Einwürkung auf uns bleibt ja immer das eigene Vorstellungs- und Gefühls-Vermögen, und nur wieder durch geistige Triebfedern wird ein Geist zunächst bewegt.

Die gewöhnlichen Umstände und Lagen des Lebens schliessen auch, wie gesagt, unsere thätige Mitwürkung und Modificirung nicht aus, und darum wird auch gewöhnlich unser davon abhängendes Schicksal durch uns selbst mitbestimmt, und wir werden in so ferne die gewöhnlichen Selbstschöpfer unsers Glücks. Es bedarf aber hier nicht weiter mehr erörtert zu werden, daß es insonderheit der Energie des Selbstgefühls überlassen sey, diese unser Loos bestimmenden Umstände gehörig zu lenken,

und gegen ihren schädlichen Andrang nach Befinden würksam zu reagiren.

Das starke Selbstgefühl erhebt uns auf solche Weise über die absolute Nothwendigkeit des Schicksals, und kein unvermeidliches Fatum besteht mehr vor demselben. Es erhebt uns auf ähnliche Weise auch über die misgünstigen Plane und Unternehmungen der Menschen, über ihre feindseligen Meinungen und Urtheile. Denn wer sich selbst fühlt, sich wahrhaft achtet, und achten kann, geitzt nicht kleinlich nach Jedermanns Achtung, so viel ihm auch an dem höhern Lobe und Achten Achtungswerther gelegen seyn wird. Er fühlt und kennt seinen wahren Werth schon allzusehr, als daß er nicht gegen das veränderliche, so oft auf schwachen Gründen ruhende und unbillige Welturtheil, wodurch er an innerm Verdienst weder gewinnen noch verliehren kann, gleichgültig werden sollte; und diese beruhigende Gleichgültigkeit wird immer in dem Maasse zunehmen, wie sein Werth in seinen eigenen und anderer competenter Richter Augen wächst, wie somit sein richtiges Selbstgefühl steigt.

Dieses ist es demnach im eigentlichen Sinne, das der Seele jene ruhige Würde und Gleichmüthigkeit mittheilt, wodurch sich vollendete grosse Charaktere auszeichnen, wodurch sie ihre Kräfte gesund und concentrirt beysammen erhalten, und sich eben so wenig zu einem feigen Spiel wechselnder Menschen-Meinungen und Urtheile, wie zu einem mechanischen Ball des Schicksals herab-

würdigen lassen. Es ist das Selbstgefühl, dem mit einem Worte die starken Seelen ihr Seyn, ihr zuversichtliches Würken, ihre feste Richtung und ihr Fortbestehen verdanken.

IV. Mittel der Belebung und Berichtigung des Selbstgefühls.

Wir haben bisher vom Grunde und Wesen, von den gewöhnlichen Ausartungen und zuletzt von der Kraft und Würksamkeit des Selbstgefühls gesprochen. Das Resultat dieser bisherigen Untersuchungen ist leicht zu ziehen; es ist kein anderes, als daß besagtes Gefühl zum Behufe des kräftigen Denkens und Handelns gleich nothwendig, und, wird es nur in seiner Wahrheit und Reinheit erhalten, immer sehr wohlthätig und gemeinnützig ist und seyn muß.

Nun bleibt uns noch eine Frage zu beantworten übrig; die Frage nämlich, wie und wodurch dieses würksame Gefühl in uns belebt, fortwährend rege und zugleich in den gehörigen Schranken erhalten werden könne? Zwar sind schon in dem Bisherigen da und dort einzelne Winke darüber gegeben; gleichwohl fordert es das Interesse des Gegenstandes, der Angabe den vorzüglichsten Belebungs- und Berichtigungsmittel unsers Selbstgefühls noch diese besondere kurze Erörterung zu widmen.

Das erste und sicherste Mittel der Art besteht unstreitig darin, daß wir uns vorerst einen würklichen Selbstwerth zu verschaffen und solchen mehr und mehr zu befestigen streben; denn blos auf wahrem eigenen Werthe kann ja das solide Selbstgefühl — dies liegt bemerkter Massen in seinem Begriffe — festwurzeln und zum fruchtbaren Stamme emporwachsen.

Das Bewußtseyn von Selbstwerth, insbesondere von sich selbst erworbenem Werthe ist Bedingung des Selbstgefühls; wie folglich jener sich vermehrt und befestiget, erweitert und stärkt sich auch dieses. Je grösser vornemlich der Fond meiner bereits erworbenen Verdienste oder das Bewußtseyn meiner Fähigkeit zu deren künftigen Erreichung ist, desto mehr muß ich mich von Selbstachtung und Vertrauen gehoben fühlen. Und weil ich in dem Maasse mehr auszurichten und meine Fähigkeiten geltend zu machen vermag, je mehr ich Herr meiner selbst und freyer Gebieter über jeden Gebrauch meiner verschiedenen Kräfte und Talente verbleibe, so muß mich vorzüglich das Bewußtseyn meiner Selbstständigkeit, meiner Bothmässigkeit über mich selbst mit edlem Stolze oder Selbstgefühl erfüllen. Die ihre Gedanken, Maximen und Affekten frey überschauende und beherrschende Seele (mens sui compos) hebt der gerechteste Stolz; der Mann, der sich im entscheidenden Augenblicke gegenüber sich selbst stellen, gleichsam als Dritter beurtheilen, und sich selbst überhaupt besser und früher noch

zügeln kann, als es andere gegen ihn vermögen, oder zu thun nöthig finden, ist allein der wahrhaft freie Mann, er lebe, in welchem Stande und Staate er wolle. Consequenz und Besonnenheit wird seine Grundsätze und Handlungsweise, Anstand und Würde sein äusseres Benehmen bezeichnen; er wird selten in den Fall kommen, sich selbst ein Dementi geben zu müssen, und darum auch stets der Achtung und des Zutrauens Anderer gewiß seyn. Nichts setzt uns im Gegentheil vor den Augen der Welt mehr herunter, als Widersprüche in Denk- und Handlungsweise, und wer sich häufig in seinem Innern darüber ertappt und so vor sich selbst beschämt steht, kann unmöglich auf bleibende äussere Achtung Ansprüche machen. Dies ist aber ganz der Fall bey den flachen Tellerseelen ohne innern Charakter und Haltung, die sich dem äussern Eindrucke des Augenblicks stets folgsam und weichlich hingeben, weil im Innern kein bleibender Hauptdruck und Zug besteht; die in diesem Momente Gedanken, Affekten und Urtheile entwischen lassen, welche sie wieder im andern verlegen, besorgt zurückzuziehen suchen. Dies ist ferner der Fall bey Leuten, die es mit ihrem Wort und Versprechen nicht so genau nehmen, sondern in den Tag hineinzusagen, ohne zu bedenken, ob sie es nachher auch halten können und wollen. Ein Wort ein Mann! Wer dafür diesem Spruche genau nachgeht, wird ebensowohl die Hochschätzung Anderer, als die Achtung seiner selbst geniessen. Denn seinen Worten getreu

bleiben in wichtigen und unbedeutenden Dingen fördert mächtig die Selbstständigkeit und Einheit des Charakters und damit das edle Vertrauen, den Stolz auf uns selbst. Je lebhafter die Imagination und das Gefühl, je stärker folglich der Zug der Ideen und Leidenschaften im Menschen ist, desto stärker sollte überhaupt auch immer der Charakter, d. i. die Kraft der Selbstzügelung seyn. Darum sind denn die eminenten Geister vorzüglich im Falle, daß sie eines ihren Talenten gleichlaufenden starken Charakters bedürfen; oder sie machen Excentritäten, und genialische travers, verscherzen öfters ihre Ruhe, ihr ganzes Lebensglück, und geben sich wenigstens als Spottscheibe an weit unter ihnen stehende Alltagsmenschen hin. Ein Mann von Geist, sagt der geistreiche Champfort, ist verlohren, woferne er nicht mit Geist Energie des Charakters verbindet; wer des Diogenes Laterne trägt, muß auch seinen Stock tragen.

Berücksichtigen wir zunächst wissenschaftliche und Kunsttalente, so ist es inzwischen klar, daß nicht jeder zu allem fähig und geschickt sey; unsere Anlagen und Talente tendiren vielmehr vorzugsweise zu einer oder der andern Wissenschaft und Kunst, und distinguiren sich blos in der Uebung an diesem besonderen Gegenstande. Deshalb ist es denn nothwendig und von grosser Wichtigkeit, daß jeder seine besondere Anlagen und die hervorstechende Tendenz seiner geistigen Kräfte erforsche, um den Punkt zu finden, wohin er seine Bestrebungen

mit dem besten Erfolge richten kann, und nach seinen übrigen Verhältnissen auch richten darf. *)

Diese Prüfung der Talente fällt aber gewöhnlich mit der Beobachtung der vorherrschenden Neigung zusammen, d. h. in derjenigen Jugendperiode, wo der Geist zu reifen und sich aus sich selbst zu entwickeln anfängt. Wozu dann den reifenden Jüngling eine hervorstechende, fortdauernde Neigung treibt, auf dieser Seite wird auch gewöhnlich sein vorzügliches Talent zu finden seyn. Die ersten Eindrücke und Ideen, durch Art, Umstände und Erziehung herbeygeführt, constituiren freylich vor allem den Grundstoff des Talents und der Neigung, und nur Gelegenheits-Ursachen sind es nachgehends, die diesen Stoff in Gährung setzen, und mit andern äussern Eindrücken und Ideen so oder anders amalgamiren. Durch diese nachherigen Zusätze entwickelt sich die Neigung immer bestimmter, man verliebt sich jetzt gleichsam in dies sein innerstes eigenstes Gebilde, zieht alles andere in dessen Sphäre und sucht sein Colorit dadurch zu erhöhen; der Trieb, es darzustellen und in die Aussenwelt zu versetzen, wird allmählig zur Leidenschaft, und dieser gesellt

---

*) Die unentbehrlichste Wissenschaft für jeden ist, sagt Abt vom Verdienste, zeitig genug zu erfahren, nicht nur wozu er tauglich sey, sondern auch wozu er tauglich zu seyn Erlaubniß und Beruf habe.

sich die noch spätere Ehr- und Ruhmbegierde bey, um jetzt den Gegenstand jenes geistigen Strebens und Würkens desto mächtiger zu ergreifen. Ein äusseres nicht unzweydeutiges Criterium der vorherrschenden Neigung und Fähigkeit pflegt dann besonders die Beobachtung an die Hand zu geben, welche Gattung von berühmten Männern die jugendliche Seele vorzugsweise liebt und in der Anschauung festhält. Denn man schätzt und liebt in Andern vorzugsweise nur diejenigen Talente und Ideen, die man entweder selbst hat, oder doch zu haben glaubt; der grosse Geist wird nur wieder von einem ähnlichen Geiste gefaßt, der Philosoph nur wieder vom Philosophen, der Dichter nur wieder vom Dichter gehörig geschätzt.

Nur dann also, wenn wir nach solchen Proben eigentlich wissen, zu welcher Gattung von Verdienst uns unsere Natur und die Umstände berufen, vermögen wir glückliche und sichere Fortschritte zu machen; und dann wird mit dem wachsenden Talente in gleichem Verhältniß auch unser Selbstgefühl wachsen.

Universal-Genies (man darf diese Bemerkung auch heutzutage noch immer wiederholen) giebt es nicht und kann es nicht geben; so wie Genie überhaupt nicht erworben, sondern nur ausgebildet werden kann. Wenn aber selbst in jedem einzelnen Fache die wahren Genie's nur selten sind und als von der Natur privilegirte Geister, die ganze Jahrhunderte überstrahlen, auch selten seyn müssen, so bleibt es doch jedem vergönnt, in einer

gewissen Sphäre sich brauchbar, nützlich, verdienstlich zu machen, und jeder erwirbt sich Verdienste, der seine Sphäre, so klein sie auch sey, glücklich und gewissenhaft ausfüllt. Moralischer Werth, d. h. Tugend, bleibt jedoch immerhin das Höchste, und dieser Werth steht jedem zu erreichen; denn seinen Besitz umschließt kein Naturprivilegium, keine Gunst der Umstände und Erziehung, ihn gewinnt jeder, der mit Ernst darnach strebt, der nur will. Handle gerade und rechtschaffen, stärke dich mehr und mehr in männlicher Tugend, und du wirst fröhlich — hohen Muthes bleiben, dein Inneres mit Liebe anschauen, dich selbst achten und vor jedermann mit Würde aufrecht stehen können — auch im Bettlerkleide.

Ein anderes Mittel, das Selbstgefühl sowohl lebendig zu erhalten, als dessen Reinheit und richtiges Maaß zu bewahren, liegt ferner in der allgemeinen heilsamen Gewohnheit, in sich selbst von Zeit zu Zeit hineinzugehen, und sein gesammtes Innere unbefangen genau zu untersuchen. Was ist doch die bessere Grundlage unsers ganzen Lebensglücks, unserer Cultivirung zum Dienste der Welt und der Tugend, und überhaupt unserer Menschenbildung, als richtige Selbstkenntniß? Diese ist aber einzig das wohlthätige Resultat solcher oft angestellten Selbstbeobachtungen und Prüfungen. Mittelst der so errungenen Selbstkenntniß werden dann eines Theils die allzu hohen und vagen Ideen von dem lieben Ich und seinem Werthe herabgestimmt und verdeutlicht, wobey sich somit das Selbstgefühl innerhalb

seiner gebührenden Schranken zu halten gezwungen wird; andern Theils erhalten wir eine helle und vollständige Ansicht über die verschiedenen in uns liegenden Kräfte, ihren verschiedenen Grad der Stärke, des Umfangs und der Erregbarkeit, wodurch wir ihnen sodann eine festere Richtung zu geben, und sie nach Erforderniß mehr an- oder tiefer herabzuspannen lernen; solchergestalt wird aber nothwendig das Selbstgefühl belebt und gestärkt. Denn freier Gebieter unserer Kräfte zu seyn, und mit fester Hand den Zügel ihres Gebrauchs immer zu halten, ist es ja, was nach dem eben Bemerkten unser Selbstgefühl am meisten schwellt.

Daher sehen wir auch, wie so oft aus der Einsamkeit grosse Dinge und Menschen ganz unvermuthet hervortreten, und nun plötzlich in voller Rüstung auf dem Welttheater glänzen. Im Schooße der Einsamkeit und ihrer gedanken- und gefühlreichen Stille entwickelt, berichtigt und stärkt sich nämlich das Selbstgefühl mittelst der erleichterten und öfters wiederholten innigen Selbstbeobachtung und Enthüllung aller in der Seele sich regenden Triebe und Kräfte. Der Einsame erblickt sein ganzes Wesen in vollerm Lichte, fixirt schärfer und länger seinen Blick auf dieser und jener Seite seines Innern, der Andrang und Wechsel äusserer Eindrücke zerstreut seinen Geist weniger, stört und trübt weniger sein moralisches Auge; er siehet deutlicher seine Fehler, so wie sein Gutes, und nimmt jetzt neue schickliche Richtungen seiner Kraft und

neue Mittel, sie zu unterstützen und weiter zu bringen, wahr.

Welcher grosse Mann, nicht blos in speculativen Fächern, sondern auch im handelnden Staats- und Weltleben, hat sich nicht deshalb gerne von Zeit zu Zeit eben so wieder vom lärmenden Welttheater in die einsame Stille zurückgezogen? Die Welt bleibt allerdings der Uebungs- und Paradeplatz ausgezeichneter Talente; aber die Welt zerstreuet die Kräfte und lößt allmählig die Einheit des Ganzen auf; dann bedarf es wieder der Stille, die die vereinzelten oder allzu verstreuten Thätigkeiten harmonisch zu Einem neu verbinde. Da hält dann der grosse Mann strenge Revüe über sich selbst, seine Thaten, Verdienste und Fehler, überschauet das Geschehene im Zusammenhange, und calculirt das Maaß seiner Kräfte für die gleich wichtige Zukunft. Je vollständiger und richtiger dadurch die Einsicht seiner Fähigkeiten wird, desto sicherer und bestimmter wird er sie für die Folge anzuwenden lernen. Nebenbey erwärmt die Einsamkeit zugleich seine Imagination, und giebt seinen Ideen, Grundsätzen und Entschlüssen, lebendige Farben. Eine emporgehobene Imagination, ein inneres lebendiges Anschauen, geht nothwendig immer vorher, bevor etwas Ausserordentliches nach aussen dargestellt und bewürkt, bevor der Darstellungstrieb auf diesen Punkt hin in würksame Activität versetzt werden kann. Ohne geschwellte Imagination giebt es keine ausserordentliche Menschen, und ohne die aufregende,

poetische Kraft der Einsamkeit keine geschwellte Imagination.

Als ein weiteres Stärkungsmittel des Selbstgefühls ist überhaupt die Uebung unserer Fähigkeiten, die Anstrengung unserer Kräfte zu empfehlen; man versuche daher letztere an mancherley und immer grössern Dingen. Denn Anstrengung, wenn sie nur nicht allzurasch und ganz unverhältnißmässig zu unsern Kräften versucht wird, muß dieselben mehr und mehr erweitern und vervollkommnen; ein gelungener Versuch giebt Energie und Muth, auf dem betretenen Wege immer weiter vorwärts zu kommen. So erzeugt alsdann, weil fortgesetzte Uebung die Kraft erhöhet, und die eine vollbrachte That zu einer weitern und grössern, Entschluß und Muth verleiht, der erste glückliche Erfolg leicht einen zweyten und dritten, die ungleich mehr Kraftaufwand und Talent, als jener erheischen. Und so sehen wir, wie oft eine einzige kraftvolle That, ein einziges (vielleicht zunächst nur vom Zufall eingegebenes) gelungenes Werk, die Mutter einer Reihe der glänzendsten Unternehmungen wird. Mit diesen Fortschritten glücklicher Thätigkeit, mit dieser Erweiterung der Talente erhöhet und verstärkt sich dann, wie von selbst erhellt, zugleich das Selbstgefühl, und im Reflexe des Selbstvertrauens hinwiederum die vis agendi, die Thätigkeits-Aeusserungen jeder Art. Diese fortschreitende Entwicklung der Fähigkeiten kann aber immer nur ein allmähliges Fortschreiten vom Kleinern zum Grössern

seyn, wenn es gleich zuweilen in der Aussenwelt den Anschein hat, als ob das Talent und sein Eigenthümer auf einmal erstünden. Gründliche Talente wenigstens müssen immer in ihrer Ausbildung jenem naturgemäßen Stufengange folgen, und somit muß auch Anstrengung jeder ausgezeichneten Uebung des Talents vorausgehen. Aber im Verlaufe der Entwicklung, in der Mitte der Bildungs-Periode geschieht der Fortgang immer schneller und leichter; und es ist in dieser Hinsicht wohl manchem berühmten Schriftsteller die Composition seines ersten Aufsatzes von wenigen Blättern schwerer geworden, als die nachherige Produktion ganzer Werke. Wie unbedeutend und unvollkommen erscheinen auch gewöhnlich solche erste Versuche in Vergleich zu den nachfolgenden Produkten! Besonders aus diesem Gesichtspunkt gewährt es darum vielfaches Interesse, die Bildungs-Geschichte berühmter Schriftsteller und Menschen überhaupt, periodisch genau abgetheilt, zu lesen. Und so wie sich das Individuum geistig entwickelt und cultivirt, eben so ganze Völker, die Menschheit überhaupt. Jede gut geschriebene *innere* Lebensgeschichte grosser Männer ist somit ein Beytrag zur allgemein interessantesten Cultur-Geschichte der bessern Menschheit, oder selbst eine solche in nuce.

Es wird ferner das Selbstgefühl auch durch den bereits erwähnten Grundsatz gestärkt: daß *wenn wir uns selbst nicht mehr zu helfen vermögen*, *Andere in den meisten Fällen solches noch weit weniger*

thun wollen und können. Wer sich selbst verlohren giebt und an seinem Loos unmännlich verzweifelt, giebt zu erkennen, daß er noch weniger eine Stütze für andere seyn könne; dürfen wir uns dann, sind wir anders mit dem gewöhnlichen Weltlaufe etwas vertraut, noch wundern, wenn andere dafür ihre Hand auch ganz von ihm abziehen? Wir können ja ihre Hülfe im kommenden Falle nicht erwiedern, und wenn sie uns auch mit ganz uneigennütziger Gesinnung beyspringen wollten, so wäre doch ihre Dienstleistung die meistenmale fruchtlos, sobald wir nicht selbst thätig mitwürken.

Aber es giebt noch eine zweyte Ursache, warum die Menschen dem, der sich selbst verläßt, ungern helfen. Es ist eine gewisse edle Indignation über seine weibische Verzagtheit und Unthätigkeit, über sein gemächliches Warten auf fremde Hülfe und Rettung. Man läßt ihn darum mit Recht im Stiche, wenigstens eine Zeitlang, um ihn dahin zu bringen, daß er sich aufraffe und alle Hülfsmittel, die ihm selbst noch zu Gebote stehen, entwickle.

So lange du kannst, suche also nur deine Hülfe; warum wolltest du anderer Beystand unedel sollicitiren, wo du noch deiner eigenen Kraft befehlen kannst? Die meistenmale wirst du dir doch noch selbst aus der Noth helfen können; und welcher männliche Geist hätte nicht das erhebende süsse Gefühl schon genossen, das unwillkührlich alsdann die Brust erfüllt, wenn wir mit alleiniger eigener Kraft ein Misgeschick bestanden, eine Noth

beseitigt, einen hitzigen Feind unsers Glücks und ganzen Daseyns zurückgeschlagen haben? Da fühlen wir erst so recht die hohe Kraft im eigenen Busen, und es giebt vielleicht kein innigeres Selbstgefühl, als das nach einem dergleichen mühesamen und langen, aber mit Muth und Glück bestandenen Kampfe.

Als ein sehr würksames weiteres Mittel zu Belebung dieses Gefühls, empfehlen wir endlich mit Recht noch (wiewohl sich schon diese Regel im Verlaufe des Ganzen deutlich ausspricht) die Betrachtung grosser Thaten und Männer in der Geschichte, namentlich das Studium der innern Lebens- und Bildungs-Geschichte solcher Männer und ihrer männlichen Anstrengungen und fortgesetzten Versuche, bis sie am Ende diese hohe Stelle in der Geschichte errangen. — Ich bin auch ein Mensch, wie sie, warum sollte ich nicht das Nämliche, oder etwas Anderes, doch aber vielleicht eben so Grosses zu erreichen streben! Dieser Gedanke ergreift den hochfühlenden Jüngling beym begeisternden Anschauen ihrer Thaten, und treibt ihn mächtiger, als allgemeine Vorschriften und Moralpredigten je können, zu ähnlichen Versuchen, zur Nacheiferung und Nachahmung. Selbst die Schwächen jener grossen Männer, wenn sie uns nur die Geschichte treu, pragmatisch entwickelt und wahr beurtheilt dargestellt, haben ihren das Selbstgefühl fördernden Nutzen. Sie ziehen den glänzenden Heros wieder zu unsrer Erden- und Menschensphäre so weit herab, als nöthig ist, damit

wir nicht an der glücklichen Nachahmung verzweifeln und muthiger die Hand ans Werk legen mögen. Die Grösse erscheint uns dann menschlicher und erreichbarer.

Wie und in welchen einzelnen Beziehungen aber gedachtes biographische Studium für die Erhebung des Selbstgefühls und Charakters vorzüglich beschaffen und geschickt seyn müssen, wollen wir hier nicht weiter detailliren. Jeder grosse Mann hat bekanntlich seine Feuerflamme an der Nachsonne eines andern grossen Mannes vor ihm angezündet; Alexander las den Homer, Carl XII. von Schweden Alexanders Biographen, den Curtius, und Friedrich II. studierte alle grossen Griechen und Römer zugleich. Heutzutag zumal, wo dergleichen grosse Männer im ächt antiken Sinne so selten unter uns, d. h. wenigstens auf unserm engen teutschen Reichs- und Creis-Boden leibhaftig wandeln können, wird es doppeltes Bedürfniß für den nach Grösse und männlicher Hoheit strebenden Jüngling, deshalb die Geschichte zu befragen und in ihrem Spiegel zu lesen, wie viel der Mensch vermag, der seine Kräfte frey entwickelt und gebraucht, und frey entwickeln und gebrauchen darf.

Vom Mitgefühle.

I. Sein Ursprung und Charakter.

Schon in der Einleitung wurde bemerkt, daß, und wie ferne das liebenswürdige, gesellige und zarte Mitgefühl einen gewissen Gegensatz vom minderverträglichen Selbstgefühle bilde; und dies ergiebt sich vorzüglich aus der Betrachtung ihres verschiedenen beyderseitigen Ursprungs, ihrer verschiedenen Würksamkeit und Ausartungs-Tendenz. In Ansehung des Selbstgefühls ist diese Betrachtung, soweit wir es für den Zweck dienlich fanden, durchgeführt worden; nun gehen wir an eine ähnliche Untersuchung über das Mitgefühl, und durch ihr Resultat wird sich dann der obige Satz noch weiter bestätigen.

Das Mitgefühl äussert sich seinem Wesen nach dahin, daß es unsere Seele mit der Summe ihrer Gefühle aus sich hinaus versetzt, um den Zustand Anderer zu theilen, daß es uns dergestalt mit andern rücksichtlich des Gefühls

von Wohl- oder Uebelseyn eine Zeitlang identificirt, und uns so unser eigenes Ich gleichsam fremd macht; oder eins mit andern, deren Zustand nun auch den unsrigen bestimmt.

Sonach definiren wir das Mitgefühl als diejenige subjective Empfindung (in der Unterscheidung von der Sensation oder objektiven Empfindung, wiewohl genau betrachtet und nach Angabe der in der Einleitung aufgestellten Grundbegriffe, jede Empfindung und jedes Gefühl nur subjektiv seyn kann) oder diejenige Affektion des Gemüths, wodurch wir den Gefühls-Zustand, oder überhaupt die angenehme oder unangenehme Lage eines andern empfindenden Wesens, sey es ein Mensch oder auch ein blosses Thier, im Spiel der Imagination zu unserer eigenen machen, gerade als ob sie uns selbst mit beträfe, und uns alsdann mit ihrem Wohlseyn zugleich freuen, mit ihrem Uebelseyn oder Schmerz aber zugleich leidend und traurig fühlen. Wir verstehen also darunter das allgemeine Princip der Mittheilung fremder Gemüthszustände, was man im ausgedehntern Sinne auch Sympathie*) zu nennen pflegt; und werden somit Sympathie

*) „Indem wir uns die natürlichen Zeichen der Affecten vorstellen, bringt das Bild derselben in der Einbildungskraft ähnliche Veränderungen, obgleich in schwächern Graden in unserm Körper hervor, und diese ähnliche Veränderungen sind sodann das Mittel, wodurch ähnliche Gefühle

und Mitgefühl hier auf immer als völlig gleichbedeutende Worte gebrauchen, von der anderweiten mystischen Bedeutung des ersten griechischen Ausdrucks ganz abstrahirend.

Der eigenthümliche Charakter, der durch Mitgefühl bewürkten Gemüthslagen, bestehet diesem nach darinnen, daß während wir uns mit andern identificiren, die Schranken des individuellen Lebens, der das Ich unmittelbar allein angehenden Gefühle durchbrochen werden; daß wir solchergestalt mit unserm Empfinden auf ungewöhliche Weise über uns, als das empfindende Subjekt, hinausgehen, und durch Theilnahme unser Individuum im Gefühle dermassen erweitern, daß das, was zunächst nur ein anderes Subjekt afficirt, nun unmittelbar (im Reflexe) auch unser Selbst afficiren kann. — Näher betrachtet liegt hiebey eine für den Moment entstandene Täuschung zu Grunde; oder es wird dabey, falls man dieses Wort nicht gerne hören oder auch misverstehen könnte, ein illusorisches Spiel der Imagination durch momentane Versetzung der Lagen und des ihnen unmittelbar unterliegenden Subjekts vorausgesetzt. In den warmen Augenblicken des theilnehmenden Mitgefühls vermengen wir nämlich das

mitgetheilt werden. Man nennt das Princip dieser Mittheilung Sympathie. Die Würksamkeit derselben ist subjektiv und beruhet auf der Stärke der Phantasie und auf der Zartheit der Organe oder deren grössern Grade der Sensibilität." Jakobs Erf. S. Lehre §. 616.

fremde und unser Subjekt, und betrachten und empfinden alsdann den Zustand des Andern, je mehr wir ihm nahe sind und je mehr er unsere sympathisirende Natur anspricht, um so mehr als eins mit dem unsrigen.

Wir fühlen so zart — theilnehmend und warm mit unsern Mitmenschen und auch mit dem Thiere, aus dessen Gebehrden innere Empfindungen einer Seele vernehmlich reden; und dies zarte wohlthätige Mitgefühl sollte gleichwohl Täuschung und Trug seyn?

Man verstehe uns recht. — An sich und genau erwogen, können überhaupt alle und jede Gefühle (als subjektive Zustände der Seele) nicht Täuschung, nicht leere Fiktion seyn; denn was ich einmal fühle, das fühle ich würklich, und in so fern enthält jedes Gefühl Realität und Wahrheit für das fühlende Subjekt. Aber in Rücksicht der Veranlassung und eigentlichen Caussalität der Gefühle, läßt sich dessen ungeachtet von Illusion der Einbildungskraft oder Täuschung sprechen, und darum pflegt man denn auch mit Recht zwischen würklichen und eingebildeten Gefühlen (wenn gleich die Ausdrücke nicht ganz präcis seyn mögen) zu unterscheiden. Unter den erstern verstehen wir nämlich solche, die durch direkte gegenwärtige Sinneneindrücke, durch angenehme oder unangehme Veränderungen unsers eigenen würklichen Zustandes unmittelbar hervorgebracht, und uns solchergestalt mit Nothwendigkeit aufgedrungen werden. Die letztern aber sind solche, die nicht unmittelbar aus unsern

eigenen Sensationen, sondern erst durch das Medium der Imagination, und vermöge gewisser erst durch diese gemachten oder vorgestellten Sensationen von fremden oder auch eigenen, aber vergangenen oder künftigen angenehmen Veränderungen ihre Entstehung erhalten. Mit einem Worte, die unmittelbare oder mittelbare Caussalität durch gegenwärtige und eigene, oder nicht gegenwärtige und fremde Sensationen, bestimmt die gedachte Differenz; beyderley Gefühle behalten gleichwohl ihren wesentlichen Charakter als Gefühl.

Zu dergleichen eingebildeten, oder wenn man lieber will, mittelbaren Gefühlen, gehört sonach auch das Mitgefühl, welches dabey immerhin eben die Stärke und oft noch mehr (vermöge der übertreibenden Produktionskraft der Imagination) haben kann, wie ein würkliches Gefühl, das unmittelbar von selbsteigenen Sensationen entspringt *).

---

*) Smith l. c. Vol. 1. pag. 25. widerspricht unserer Behauptung, indem er sagt, daß das Mitgefühl nie die ganze Höhe des eigenen Gefühls des Leidenden erreichen könne, und wenn es auch einigermassen dieselbe Stufe erreiche, dies doch nur ein augenblicklicher Schwung sey, von dem es durch die dazwischen kommende Idee, daß das Leiden nur den andern betreffe, sofort wieder herabsinken müsse. Das Letztere geben wir gleichfalls zu; allein der erstere Satz, dem auch Jakob in der vorhin angeführten Stelle beyzustimmen scheint, wird durch häufige Erfahrung klar widerlegt. Denn wie

Die Bedingung, oder bestimmter noch das Medium der Würksamkeit sympathetischer Gefühle, die sich zuweilen so mächtig äussern können, daß wir über dem fremden Zustand unsern eigenen eine Weile ganz vergessen und hintansetzen, ist folglich jederzeit unsere Einbildungskraft. Sie ist der belebende, entwickelnde und stärkende Wärmestoff unsers Herzens, der die feste Masse selbstischer Triebe erweicht, aus ihrer engen Sphäre hinaustreibt, und dadurch der Mittheilung und Auffassung fremder Leiden und Freuden Eingang und würksamen Einfluß verschafft. Ohne das zauberische, die Innen- und Aussenwelt in ihren Bildern zusammenwerfende Spiel der aufgeregten Imagination käme das Mitgefühl nie in vollen Schwung, und könnte unmöglich bis zu dem hohen Grade edler Selbstverleugnung gesteigert werden, wo wir unser ganzes Wesen mit dem andern identificiren, unser ganzes Wohl und Wehe vom Andern abhängig machen, oder in ihm vergessen.

Von der Beschaffenheit und Richtung der Imagination hängt in so ferne auch immer die Beschaffenheit, das

---

oft steigert nicht die Einbildungskraft unser Mitgefühl beym Anblicke fremder Leiden (z. B. Sterbender, durch irgend einen Unglücksfall Bekümmerter) weit über das würkliche Maaß der von diesen Andern gefühlten Noth?

Leben, die Farbe und Energie des sympathetischen Gefühls vorzüglich ab. Ohne rege Imagination giebt es kein reges Mitgefühl; eine heitere stimmt zur vollen Theilnahme an Anderer Freuden, dagegen eine trübe von melancholischem Strich fremde Leiden nicht blos vorzugsweise auffaßt, sondern öfters noch dunkler ausmahlt. — Wie der Spiegel, so die helle oder trübe Ansicht seines Bildes. So versetzen wir uns zwar mittelst dieser aufgeregten Bildungskraft der Imagination in die Lagen Anderer; aber die Bilder von diesen Lagen entlehnen doch immer Vieles an Stoff und Farbe von unsern eigenen gewöhnlichen Vorstellungen und Empfindungen. Die Einbildungskraft mischt das Fremdartige mit dem Eigenen; aber die Grundfarbe unseres Temperaments wird sich doch selbst in den innigsten Anschauungen und Aneignungen fremder Zustände nie ganz verkennen lassen. Wir können nie ganz wie der andere fühlen; und fühlen wir immerhin noch so lebhaft mit ihm, so fühlen wir doch nicht in ihm, fühlen stets was er fühlt, nur nach unserer Weise. Denn eben weil die Imagination das Medium ist, wodurch wir erst zum Mitgefühl des Zustandes eines Andern gelangen, nicht also durch unmittelbare Sensation dieses Zustandes, so fühlen wir blos nach der lebhaften Vorstellung, wie es uns seyn würde, wenn wir uns in der Lage des andern befänden. Aber weiter kann uns auch die regeste Einbildungskraft nicht tragen, oder wir

müssen würklich der Andere selbst werden *). Dem Grade der Stärke nach kann gleichwohl, wie wir vorhin behaupteten, das Mitgefühl noch über das eigene Leiden des andern steigen; dies zeigt die Erfahrung ohne weitern Beweis, und widerspricht den eben aufgestellten Sätzen auch keineswegs; aber niemals kann es ihm in der Qualität, in der Art und Weise ganz gleich kommen.

Wenn demnach unsere Einbildungskraft als das Medium oder die Bedingung der Entwicklung und würksamen Aeusserung sympathetischer Gefühle jeder Art betrachtet werden muß, so ist gleichwohl damit noch keineswegs ihr eigentliches Princip, ihre Quelle aufgezeigt. Hier müssen wir noch tiefer steigen, um ein solches allerdings vorhandenes allgemeines Princip des Mitgefühls in der menschlichen Natur zu ergründen.

Eine Kette der Empfindung läuft in der Natur durch die ganze Reihe der empfindenden Wesen; jedes Geschöpf, das Empfindung und Gefühl und Organe dafür hat, oder bey dem ich solche voraussetze, spielt, sobald ich in irgend eine nahe oder entferntere Berührung mit ihm komme, auch meine Organe des Empfindens und Gefühls an. Das heißt, vorausgesetzt die Grundidee, daß diese andern Geschöpfe von gleichen oder ähnlichen Empfindungen, wie ich

---

*) Smith l. c. V. 1. sagt ungefähr dasselbe weiter ausgeführt, gleich im ersten Kapitel, das desfalls ganz gelesen zu werden verdient.

selbst, belebt, mit gleichen oder ähnlichen Empfindungswerkzeugen begabt sind, und folglich mit mir zu einem System des belebten sensiblen Organismus gehören; ihre Art des Empfindens und Seyns theilt sich mir sofort durch Berührung mit, es erfolgt aus Homogeneität im Verschmelzen des einen mit dem andern, es geht Etwas unmittelbar von ihnen in meinen Organism über, es strömt aus ihrer sensiblen Natur unmittelbar etwas aus in die meinige. Diese unmittelbare Mittheilung ist nothwendige Würkung der Natur, die von selbst ohne unser Wissen und Wollen erfolgt, sobald zwey zu einem System sensibler Organisation gehörige Wesen sich nahe kommen, sey es nun ein würkliches physisches Naheseyn oder ein geistiges, ein imaginäres, wo dann das Bild den Gegenstand vertritt. Es ist ein einfaches Naturgesetz in der empfindenden Welt, das sich aus nichts anderm weiter ableiten läßt; es ist schlechthin gegeben, weil uns eine sinsible Natur gegeben ist. Aber vergleichen und anschaulicher läßt es sich vielleicht machen mit dem neuerdings aufgefundenen Gesetze des Galvanismus, wo gleichfalls durch Berührung scheinbar heterogene Theile auf einander einwürken, sich einander durchdringen und beleben. Und warum? weil in diesen verschiedenartigen Theilen und Materien doch ein Grundstoff vorhanden seyn muß, der zertheilt sich nun wieder zusammen findet, und nach chemischen Verwandschafts-Gesetzen gegenseitig anzieht.

Wir stehen hier staunend an der Grenze menschlicher Forschung; aber wie groß ist gleichwohl der Gedanke, wie erhebend, es giebt ein Ganzes aller empfindenden Wesen, ich bin Theil dieses Ganzen, und was mich afficirt, afficirt auch die Andern, und was diese afficirt, afficirt auch mich — als organisches Glied des großen Systems, zu dem wir alle gehören.

In dieser zu einem Ganzen verbundnen Organisation empfindender Natur-Wesen ist also das Princip der Sympathie enthalten; es ist ein ursprünglicher Grundtrieb unserer Natur, man nenne ihn nun Geselligkeits- oder Mittheilungs-Trieb, oder natürliches Wohlwollen. „Jedes verständige Wesen," sagt Sulzer *) „in Beziehung auf einen solchen Grundtrieb, ist durch seine Natur bestimmt, an allem Guten und Bösen, das andere betrifft, ohne alle vorhergegangene Ueberlegung Theil zu nehmen." Es ist ein einfaches Princip, ein Grundtrieb der Natur, so gut wie der Trieb der Selbsterhaltung, der Geschlechtsvereinigung u. s. w. Können wir ihn somit aus keinem andern oder höhern Principe ableiten und in so ferne auch nicht eigentlich beweisen, so läßt er sich doch in unserer Natur unwidersprechlich nachweisen und stehet fest, so lange wir diese unsere Natur nicht verleugnen. Auch die Erfahrung, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt,

---

*) In s. Untersuchung über den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

giebt uns ja selbst in den verdorbensten Zeiten und Menschen noch Beyspiele von der unverkennbaren Aeusserung des rein sympathetischen Triebs, und hält unsern Glauben an ein uneigennütziges Wohlwollen im Menschen aufrecht. Dieses reine Wohlwollen erhebt sich doch noch zuweilen, wenn gleich selten, auch bey dem verdorbensten Menschen zur bestimmenden Triebfeder des Handelns. Folgen wir dann diesem reinen Triebe, und werden uns dessen als Motivs bewußt, so finden wir in seiner Befriedigung eine eigenthümliche unmittelbare Lust, einen erhebenden Selbstgenuß; aber eben deshalb kann solche Lust nicht als die Ursache unserer wohlwollenden Gesinnung und Handlung, wie gewisse, die reine Menschennatur verkennende Philosophen behaupten wollten, betrachtet werden; sondern ist offenbar nur Folge unserer Bestimmung durch jenen reinen Trieb und dessen innern Bewußtseyns. Ueber diesen Punkt hat indessen Kant in Beziehung auf das Pflichtgesetz und die Moral gegen die Eudemonisten schon genügend, wie uns dünkt, entschieden; hier sprachen wir aber zunächst nur davon in Hinsicht auf den sympathetischen Trieb.*)

---

*) Hume (dessen Gedanken unser Kant hier wahrscheinlich benutzt und weiter entwickelt hat) erörtert auch diesen Gegenstand vorzüglich treffend und einleuchtend im Essay why Utility pleases? und bringt zur Bestätigung mehrere Beyspiele aus der Erfahrung bey.

Dieser Trieb der Mittheilung, der Geselligkeit oder des Wohlwollens, wie wir ihn nennen wollen, gilt sonach als ein allgemeiner und einfacher Grundtrieb unsrer empfindenden Natur; durch ihn werden, wie im Galvanism, alle Wesen von gleichen oder ähnlichen Empfindungsorganen, in einer Kette der Empfindung umschlossen. Es gilt ferner in Ansehung seiner, das aus der bisherigen Erörterung zugleich folgende Gesetz: daß, je gleichartiger und näher einander emfindende Wesen sind, um so leichter und stärker auch immer ihre Mittheilung seyn müsse.

Aber wäre es dieser sympathetische Naturtrieb allein, der alle Aeusserungen des Mitgefühls, alle wohlwollende Gesinnungen und Thaten, alle Theilnahme und würksame Hülfleistung gegen andere erzeugte; wäre er das alleinige und in den gewöhnlichen oder meisten Fällen einzig bestimmende Motiv wohlwollender Gesinnung und Handlung?

Wir sagen Nein, und dürfen auf Selbstbeobachtung und Erfahrung gestützt, wohl dreiste behaupten, daß in vielen, in den gewöhnlichen Fällen nebenbey noch ein anderes Motiv unser thätiges Mitgefühl aufregt und unterstützt. Diese unterstützende anderweite Triebfeder liegt denn, wie es uns dünkt, in gewissen, wiewohl oft versteckten und dunkeln Vorstellungen, daß wir in ähnlichen Lagen schon gewesen sind, und folglich leicht wieder darein gerathen könnten, und daß ferner Andere wegen ihrer ähnlichen Natur, ihres ähnlichen Lage-Verhältnisses und der mancherley gemeinschaftlichen Berührungspunkte mit

uns, unsern eigenen künftigen Zustand damit zugleich andeuten und möglicher Weise bestimmen helfen. Es würkt hier somit insbesondere mit eine mehr oder minder entwickelte Idee der Abhängigkeit unsers eigenen Subjekts von der Lage und Theilnahme anderer, und des dabey zu hoffenden oder zu fürchtenden ähnlichen Wohl- oder Uebelseyns. Und in so ferne ist denn auch das Mitgefühl nicht immer so rein und uninteressirt, wie es vielleicht den Anschein hat. Ja es wird sehr häufig die Würksamkeit des reinen Triebs in gar enge Grenzen eingeschlossen werden müssen, wenn wir den ganzen Umfang der anderweitigen Triebfeder, d. h. der Vorstellungen von gegenseitiger Beziehung und Abhängigkeit rücksichtlich unseres und anderer Wohls, auszumessen vermögen.

Im allgemeinen müssen wir demnach bey dem Satze festhalten, daß wohlwollende Gesinnungen und Thaten eines Theils auf jenem reinen ursprünglichen Triebe, andern Theils (besonders im Verfolge des Handelns und beym bürgerlich cultivirten Menschen) auf diesen selbstischen Vorstellungen, diesem, so zu sagen, raffinirten Wohlwollen beruhen. Sie dagegen aus letztern, als einer von der Erfahrung abstrahirten Klugheitsmaxime, allein abzuleiten und so das edle Mitgefühl und dessen die Menschheit ehrende und beglückende Würksamkeit lediglich auf das enge Selbstinteresse zurückzuführen, heißt doch in der That die reine Anschauung unserer eigenen Natur verliehren. Man trübt zuvor den Spiegel, um auch das

zurückgeworfene Bild recht trübe, so wie es dem Systeme des Philosophen anpaßt, zu sehen; und hält dann verdorbene Kunst, ein verdorbenes Produkt des bürgerlichen Zusammenseyns und Aneinanderreibens für das Urgepräge der Natur selbst. Rochefoucauld und Helvetius haben dieses System der Selbstliebe fein genug und wahrscheinlich auch überzeugend genug für ihre Zeit- und Staatsgenossen durchgeführt; aber woher anders, als aus ihrer verdorbenen Hof- und Kultur-Welt nahmen sie zunächst den unreinen Grundstoff? Wahrhaftig nicht aus der Menschennatur, die selbst oft aus ihrem eigenen Busen (wenigstens ist dies von Helvetius bekannt) anders und besser, als ihr System sprach; denn warum haben sie doch solches dem Publikum preis gegeben und durch Bekanntmachung ihrer egoistischen Lehre sich selbst um den besten Vortheil davon betrogen; war dies auch Klugheit und blosses Selbstinteresse?

Eine Vermischung der oben aufgeführten zweyerley Triebfedern, und weil sie nicht die Grenze zwischen der Würksamkeit des reinen Naturtriebs und der künstlichen Nachbildung oder öftern Verbildung desselben von Seiten kluger Geselligkeits-Maximen genau zu ziehen wußten, hatte jene Philosophen ohne Zweifel irre geführt, und zunächst ihren Blick blos auf die verdorbene Welt-Praxis geheftet. *)

---

*) Smith Vol. II. p. 226 und 227, sagt deshalb sehr richtig: Sympathie kann in keiner Rücksicht als ein selbstisches

Wo Rochefoucauld die Wahrheit spricht,
Glaub ich ihm gern und heuchle nicht;
Doch wo er witzig übergreift,
Und nur am Rand der Wahrheit streift;
Da halt ich zwar sein Herz nicht schlecht,
Allein sein Urtheil nicht gerecht.
So wenn er unser Mitgefühl,
Dies himmlisch zauberische Spiel,
Voll Freud und Leid, voll Gram und Lust,
Ein Weltall in des Menschen Brust,
Verwandeln will in Eitelkeit,
Geheime Selbstgenügsamkeit,
In kleinlich engen Geiz und Groll —
Ob ich ihm da auch glauben soll?
Wenn sich mein ganz Gemüth empört,
Und die Natur mich anders lehrt.

Princip betrachtet werden. Denn wenn gleich behauptet werden muß, daß die Sympathie in einer imaginären Versetzung meiner Lage in die der leidenden Hauptperson ihren Ursprung habe, so kann doch nicht angenommen werden, daß diese imaginäre Versetzung mich selbst in meinem eigenen Subjekt und Wesen unmittelbar betrifft, sondern immer die Person dessen, mit dem ich sympathisire.

Diese Lehre von der menschlichen Natur, die alle Affektionen und Gefühle aus der Selbstliebe entspringen läßt (eine Lehre, die in der Welt so viel Aufsehen gemacht hat, gleichwohl aber, so weit uns dünkt, vollständig und genau keineswegs noch durchgeführt worden ist) scheint ihre Entstehung einem nicht verdeutlichten Misverstande des Systems der Sympathie zunächst zu verdanken.

So spricht Herder *) und welches Gemüth von reinem Ton und Griff spricht und fühlt es nicht dem edlen Sänger nach?

Gleichwohl läßt es sich, wie gesagt, nicht verkennen, daß Vieles, was im gemeinen Leben für uneigennütziges Wohlwollen und selbstaufopfernde Großmuth gilt oder dafür ausgetheilt wird, am Ende bloß auf dem leidigen Selbstinteresse beruht. Mit den Fortschritten der bloß intellektuellen Kultur, mit der mehreren Entwickelung und Verfeinerung des Verstandes wird das Herz mehr und mehr um seinen reinen Anklang, um seinen energischen Schwung gebracht; nur die höchste Vollendung der Kultur versöhnet wieder das Herz mit dem Verstande und giebt uns wieder unser zuvor getheiltes Wesen, zur Selbstständigkeit gereift, ganz zurück. Auf dieser Bildungsstufe steht aber unser Zeitalter noch bey weitem nicht, und nur selten hie und da ein Einzelner, während die Majorität beym einseitigen Verstandes-Raffinement Halt macht, und genug gethan zu haben glaubt, wenn sie nur ihre Selbstliebe, in gewisse gefällige Formen und freundliche Mienen eingehüllt, nicht gar zu rauh spielen läßt. Indessen ist schon diese wohlwollende Formgebung ein Beweis, daß noch ein reineres Princip, als die bloß abgeschliffene Selbstliebe, in unserm Busen walte und von

*) M. s. in seiner Adrastea 1. B. das treffliche Gedicht vom Mitgefühl.

Andern vorausgesetzt und angesprochen werde; auch nähert man sich durch die äussere Form mehr und mehr allmählig dem Wesen selbst, und eine wohlwollende Miene, die öfters angenommen wird, erzeugt allmählig ihre wahre Grundlage, das wohlwollende Gemüth selbst — die Würkung würkt so auf die Ursache zurück.

Zugleich ist es immer verderblich für unser Herz, wenn wir allen Glauben an das uninteressirte Wohlwollen Anderer aufgeben, und mit Kunst und Mühe, wie es Manche thun, absichtlich dahin streben, um ja überall in den Handlungen Anderer eine selbstische Triebfeder zu entdecken. Das sind die moralischen Grübler und Klüglinge, die, während sie ihrem Mitmenschen allen reinen Gehalt und Saft abzuzapfen suchen, zugleich auf eigenem Boden vertrocknen. Findest du allenthalben um das Herz deiner Brüder eine Eisrinde gezogen, ist dir solches ein ringsum verschlossener Kerker, worin bloß die Selbstliebe bänglich athmet, lauert und brütet, wie und für wen sollte sich dann d e i n Herz öffnen und aus seinem Kerker heraustreten? Du wärest ja ein Thor, ein selbstvergessener Leichtsinniger, wenn du jetzt dein Inneres aufthun und an Menschen veräussern wolltest, die es doch alsbald in ihren Strudel hinabziehen würden, und dir nichts dagegen geben als Kälte und Reue. —

So wie wir also bisher das Mitgefühl abgeleitet haben, gründet es sich auf Trieb und Vorstellung, auf Natur und Nachdenken zugleich. Oder mit deutlichern Worten:

die ursprüngliche Grundlage desselben ist ein einfacher Naturtrieb, dem aber mehr oder weniger durch Kultur entwickelte Vorstellungen wechselseitiger Abhängigkeit und Hülfe zur Seite stehen, gewöhnlich noch mehr aufhelfen oder auch bisweilen vordringen. Immer wird dabei eine gewisse Homogeneität oder wenigstens Analogie der Empfindungsweise des andern mit der unsrigen und eine im Bewußtseyn aufgefaßte Beziehung des fremden Zustandes zu dem unsrigen vorausgesetzt. Ohne eine solche Homogeneität oder Analogie und deren vorgestellten Beziehung, läßt sich kein Mitgefühl denken. Auch ist aus eben diesem Grunde selbiges in dem Maasse leichter und stärker aufzuregen, je grösser die Gleichheit oder Aehnlichkeit der gegenseitigen Empfindungen und Lagen überhaupt ist, und dann je lebhafter deren Beziehung auf einander im Gemüthe vorgestellt wird. Diese Vorstellungen enthalten alsdann den Stoff, womit die Einbildungskraft sofort ihr Spiel treibt, zufolge der obigen Erörterung; und erst in diesem regen Spiele der erwärmten Imagination gelangt dann das sympathetische Gefühl zur freyen Entwicklung, und gehet in Kraft und That über.

Mit einem empfindungslosen Dinge, z. B. einem Steine, oder einem Leichnam kann ich kein Mitgefühl haben, werde es auch noch so unsanft mit Stössen und Schlägen behandelt; oder ich müßte ihm zuvor selbst mittelst meiner täuschenden Imagination Gefühl leihen, wie wir dies würklich bey Todten thun, deren Versenken ins

kalte Grab uns so schauerlich und traurig für sie vorkömmt. Eben so wenig kann ich auch mit würklich empfindenden Wesen sympatheisiren, die in keiner vorgestellten Beziehung zu mir stehen, deren Zustand mir entweder gänzlich unbekannt, oder so verschieden von dem meinigen ist, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann. So kümmern mich das unbekannte Individuum oder die unbekannten Hunderte nicht, die vielleicht in diesem Augenblick in den Wildnissen von Amerika einander todtschlagen; und eben so kann ich nur schwach mit dem Kummer einer Mutter sympathisiren, die ihren theuren Säugling so eben dem Tode überlassen muß, sobald ich nicht selbst als Vater oder Mutter in einer ähnlichen Lage schon gewesen bin, oder wenigstens das elterliche Gefühl der Liebe bis zu einem gewissen Grade bey mir entwickelt habe. So sympathisirt der Mann überhaupt nie so ganz und innig mit den eigenthümlichen Gefühlen des Weibes, so wenig als dieses mit den männlichen Affektionen; kein Mann hat das starke Mitgefühl für die Mutterfreuden des Weibes, wie wieder ein Weib; und kein Weib begeistert sich so sympathetisch für das Glück der Tapferkeit und den Ruhm jeder Art eines Freundes, wie wieder sein männlicher Freund. Denn nur dieser verstehet ganz den männlichen Sinn, nur jenes ganz die eigensten Gefühle des Weibes.

Als Folgesätze aus dem Bisherigen fügen wir hier noch einige Schlußanmerkungen bey. Soll unser sympathetisches Gefühl lebendig aufgeregt werden, so ist es auch

nothwendig, daß wir unsere Aufmerksamkeit auf den Zustand Anderer heften, und unsern Blick einige Zeit dabey verweilen lassen. Unsere Aufmerksamkeit darf folglich durch kein entgegenstehendes Interesse abgezogen werden; dahin gehört z. B. eigenes Leiden, das zu sehr niederdrückt und alle Kräfte der Seele lediglich auf unser Uebelseyn hinzieht. Wir meinen hier, wohl verstanden, ein grosses eigenes Leiden; denn kleinere stimmen uns vielmehr theilnehmender gegen anderer Schmerz, weil wir uns dadurch von letzterm desto anschaulichere Begriffe machen.

Ein Mensch kann demnach nur wenig sympathetisches Gefühl haben, der immer in sich gekehrt, nur auf seinen individuellen Zustand aufmerksam ist; der keinen freyen und lebendigen Blick auf die Menschen und ihr Leben und Getreibe um sich her werfen mag. So stumpft abstraktes Denken und anhaltendes Leben in der Studierstube sehr oft das Mitgefühl des Gelehrten ab, und verengen sein Herz, je mehr sich sein Wissen erweitert. Und eben so zieht diese beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst um das Herz der Grossen gar häufig eine Eisrinde, die durch nichts anders als wieder durch einen sanften Kitzel ihrer Eigenliebe zu durchbrechen ist. Aber ihr habt sie kaum durchbrochen diese Rinde, so gefriert sie wieder unter eueren eigenen Händen zu, weil ja dem Ich Eures Grossen weder Ihr, noch ein Anderer als homogenes oder analoges Wesen gegenüber stehen kann.

Die Aufmerksamkeit auf Andere und ihre Lage muß ferner eine Zeitlang fortgesetzt und mit Nachdenken verbunden werden, um die mehreren wechselseitigen Beziehungen gehörig aufzufassen. Und darum ist der flatterhafte und zerstreuete Weltmensch so wenig, als der Dummkopf und in der Welt blind herumlaufende Ignorant eines tiefen Mitgefühls und ächt-thätigen Wohlwollens fähig. Einsicht und Nachdenken muß das Herz immer unterstützen und leiten, wenn es zu schönen menschlichen Gefühlen und noch schönern menschenfreundlichen Thaten getrieben werden soll. Nur wer in die Seele Anderer mit lebendigem und besonnenem Blick eindringt, dessen Seele kann wahrhaft gerührt werden; und sie wird um so voller ergriffen, von je mehreren Seiten die Lage des andern aufmerksam betrachtet wird. Was aber nicht in die Seele eindringt, davon wird sie auch nicht afficirt und erwärmt. Hier ohne Zweifel erkennen wir denn auch die Ursache, warum bey ganz rohen und uncultivirten Menschen so wenig Mitgefühl und Menschlichkeit angetroffen wird. Ihre Aufmerksamkeit, ihr Nachdenken ist so schwach und ungeübt, daß es sich nur an die sie unmittelbar berührenden Gegenstände und was ihr Selbst direkte betrifft, heften kann; und überdies stehet ihr Selbst meistens zu sehr unter eigenen physischen Bedürfnissen und Affektionen. Eigenes Leiden hält sie gewöhnlich gefangen. — Und ähnlich einem solchen Wilden ist in unsern cultivirten Staaten der Dummkopf und der mit offenen

Augen blinde Ignorant, vor dem Welt und Mitmenschen im chaotischen Dunkel vorüberziehen, ohne daß die eine oder andere Seite ihres Bildes seinen Geist und sein Gemüth festzuhalten im Stande wären.

Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten seiner Mitmenschen, vorzüglich in seiner nächsten Umgebung, ist somit ein wesentliches Erforderniß zur Aufregung des Mitgefühls und dadurch eine Leiter zum allgemeinen Wohlwollen und zur Tugend selbst.

II. Würksame Kraft des Mitgefühls.

Nach Ableitung seines Ursprungs und Bestimmung seines wesentlichen Charakters, haben wir jetzt das Mitgefühl in seinen verschiedenen Thätigkeits-Aeusserungen zu verfolgen; wir haben, nachdem wir dessen innere Natur aufgedeckt, solches jetzt in seinen äussern Würkungen, in seinem Verhältniß und Einflusse auf die Menschenwelt näher zu betrachten. Und aus dieser Betrachtung muß und wird uns dann dasselbe als die Seele der Gesellschaft, als deren Vermittler und Ordener sanft freundlich anlächeln.

Das Mitgefühl, haben wir vorhin gesagt, identificirt oder verschmelzt unsern Zustand mit dem Wohl oder

Schmerz des andern Wesens, mit welchem wir sympathisiren. Mag dann immerhin eine Zugabe des eigenen wohlverstandenen Interesse's selbigem beygemischt seyn, so schließt es doch in seiner Würkung die enge Sphäre des Egoismus auf, knüpft an das Selbstinteresse unmittelbar und innig fremdes Interesse, und würkt so den bloß selbstischen Trieben und Gesinnungen geradezu entgegen. Mittelst der magischen Einwürkung der Sympathie, dieser harmonischen Seelenlyrik, geniessen wir das Wohlseyn und Glück Anderer selbst auch mit, wir interessiren uns dann für dessen Fortdauer eben so lebhaft beynahe, wie wenn es uns selbst gälte, und streben und handeln für dessen Erhaltung und Vermehrung mit Wärme und Kraft. Und indem wir auf ähnliche Art mit dem Uebelseyn des Andern sympathisiren und sein Leiden mitleiden, suchen wir es auch durch unsere Kräfte möglichst zu vermindern und zu entfernen.

Indessen zeigt die Erfahrung — und dies kommt zum Theil auf Rechnung der egoistischen kleinen Zugabe — daß wir mehr mit den Freuden, als mit den Schmerzen Anderer zu sympathisiren pflegen. Die menschliche Natur reagirt und verschließt sich nämlich so lang als möglich gegen jeden hemmenden Andrang von Unlust und Schmerz; so wie sie umgekehrt der Freude und Lust und allen ihr Leben befördernden Eindrücken mit offenen Sinnen entgegen kommt. Dies gilt bey eignen Schmerzen und Freuden, und muß somit auch bey den von andern her mitgetheilten der Fall seyn; denn das Vergnügen am Schmerz und Unglück Anderer,

Schadenfreude genannt, ist kein natürliches Gefühl, sondern Ausfluß einer verkehrt raffinirenden Selbstliebe.

Aber abgesehen von diesem, hier nur kürzlich berührten Unterschiede, besteht dennoch im Allgemeinen die Wahrheit: mittelst wahrer Sympathie theilen wir das Wohl und Wehe Anderer, fühlen ihre Freuden und Leiden, wie der Ausdruck selbst sinnvoll bezeichnet, in der That mit. — „Wer meinem Freund wohl will, will auch mir wohl, wer meinen Freund beleidigt, beleidigt auch mich;" dergleichen nicht bloß gesagte, sondern gefühlte Worte ächt freundschaftlicher Theilnahme hören wir doch auch noch heutzutag nicht selten. Die Vermehrung des Glücks eines Freundes, die Entfernung und Verhinderung unangenehmer Ereignisse, die ihn bedrohen, liegt dann auch mir, so lange die Freundschaft (als concentrirtes höheres Mitgefühl) im Busen glüht, wahrhaft am Herzen, ist an mein eignes Wohl und Wehe enge geknüpft.

Solchergestalt ist das Mitgefühl die Mutter und Pflegerin theilnehmender, herzlicher Gesinnungen, wohlwollender Neigungen und Thaten. Ihm verdanken wir zunächst die hohe, vielbefassende Tugend der Humanität, d. h. die in Gefühlen, Grundsätzen und Thaten sich äussernde Richtung des Gemüths, wodurch es sich für alles interessirt, was auf Menschen-Veredlung und Beglückung Bezug hat und solche befördern kann. Wie Vieles und wie viel

Edles und Grosses begreift das Wort Humanität; wie edel und gleicher Achtung, wie Liebe werth, ist auch der Mann, bey dem solches in Gesinnung und Thaten lebt!

Humanität ist rein menschliche Denk- und Handlungsweise, erzeugt durch ein lebendiges, durchgängig entwickeltes und zur allgemeinen Menschenliebe erweitertes Mitgefühl. Das letztere — dergestalt erweitert und entwickelt, gleichwie sein Produkt, die Humanität, gründet sich aber auf lebendige und helle Einsicht in die Bestimmung, Verhältnisse und Bedürfnisse der Menschheit; auf eine immer rege, Kopf und Herz durchdringende Anschauung der Menschenwelt in ihrem Thätigseyn und Leiden.

Humanität erscheint uns als die vollendete Form des reincultivirten Menschen, des Weisen ächten Sinnes; von der thatenleeren und sublimen Vernunftform des bloß speculativen Denkers weit entfernt. Durch reges und erweitertes Mitgefühl, das die Menschheit in ihrer Totalität umfaßt, und sich mithin, wenn gleich öfters, doch nicht einzig auf nahe Freunde oder Verwandte beschränkt, oder vielmehr in demselben blühet so die edelste Blüthe der Menschheit auf. Dieser hohen Poesie und Harmonie der Seele, von einem aufgeklärten, das Wesen der Menschengattung ergreifenden Geiste gehalten, entsprossen dann die herrlichen Früchte der Liebe, des Wohlthuns, Beglückens und Helfens. Auf humanen Gesinnungen und Thaten treibt unsere Gattung mit einem Worte

vorwärts; denn ohne sie wäre kein harmonisches Zusammenwürken, kein Ineinandergreiffen der Individuen — und ohne dieses Ineinandergreiffen kein Gedeihen und Fortschritt des Ganzen, so wie seiner Glieder.

Kant *) nennt die Humanität die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im Umgange; nach diesem etwas eingeschränktern Sinne geht sie also auf gesittete, menschlich-frohe Geselligkeit oder auf ein geselliges Wohlleben unter der Beschränkung des Sittengesetzes. Mit andern Worten: sie bezweckt das Kantische summum bonum des Menschen, die Glückseligkeit in Verbindung der Tugend, als ihres Berechtigungsgrundes. — Alles aber, was sittliche Geselligkeit befördert, befördert zugleich die Tugend; letztere ist für sich allein todt, sie lebt und würkt, und entwickelt sich erst energisch im zusammengreifenden Verkehre mit andern. In der Einsamkeit mag man sich richtige Grundsätze bilden, aber die Probe über ihre Haltbarkeit und thätige Kraft giebt nur die praktische Uebung in der Gesellschaft. Hier wird der Grundsatz zur That, oder er war blos ein vorüberziehendes Gebilde; er wird nicht bloß lebendig, sondern zugleich geläutert und fürs Leben brauchbar gemacht; die ernste streng-rauhe Tugend wird humanisirt.

Die sterile, melancholische, menschenscheue Moral des Anachoreten, taugt eben so wenig zum Vorbilde sittlicher

---

*) Antrop. S. 244.

Vervollkommnung, als der unter die Menschheit herabsinkende Cynism und die über sie hinauf steigende Apathie des Stoikers vollendete Menschenformen aussprechen. Denn was zeigen sie uns anders, als bloße Zerrbilder der Tugend, mühsam versuchte und widernatürlich festgehaltene Abweichungen vom reinen Menschenwesen? Ein sinnlich moralisches Geschöpf ist und bleibt ja der Mensch; sinnlich moralische Bildung in Einem zu Einem bleibt folglich seine Bestimmung. Und darum kann denn eine strenge Mönchs-Tugend, von sinnlich gefälligen Formen entblößt, unmöglich wahre Menschenbildung enthalten; nur im Geleite der Grazien wird die Tugend zur Humanität, nur der griechische καλος καγαθος ist der rein gebildete Menschensohn.

Eine humane Philosophie (und was für eine andere wäre denn die wahre?) d. h. eine Philosophie, die zur Bildung, Veredlung und Beglückung des ganzen Menschen abzweckt, wird und kann sonach weder auf einer, von aller Sinnlichkeit freien (übermenschlichen) Vernunftform, noch auf der stoischen Apathie ihren soliden Grund bauen. Die sinnlich moralische Menschennatur müsse ihre Grundlage seyn, so wie sie ihr Ziel ist. Gefühle betrachten wir aber als die Verbildungsleiter zwischen der sinnlichen und moralischen Welt in uns; und in so ferne constituiren sie einen wesentlichen, sehr wichtigen Theil der gedachten Grundlage, worauf die Philosophie zu bauen und wohin sie zu streben hat. Das Gefühl der

Sympathie spielt hier insbesondere die wichtigste Rolle und wir verfolgen jetzt, nach dieser vorausgeschickten Digression über Humanität und ihren Begriff, dessen Würksamkeit weiter.

Wir wissen, daß Begriffe für sich allein kein Handeln bestimmen, sondern diese Bestimmung erst vermittelst des Gefühls durch Antriebe erfolgt. Und so ist der **Pflichtbegriff** für sich allein kalt und ohne Beyhülfe geneigter Gefühle unthätig. Denn die Vernunft für sich selbst handelt nicht; auch wissen eben darum die sublimen sogenannten Vernunft- und Verstandes-Männer über Pflicht und Tugend ungleich besser zu lehren und zu speculiren, als sie zu üben. Was wir gewöhnlich edle, großmüthige, gemeinnützige Handlungen nennen, entspringen diese nicht meist aus wohlwollenden Trieben, aus momentanem Gefühls-Enthusiasmus, kurz aus dem **Herzen**? *)

*) Die Philosophen mögen noch so viel von Seele, Geist und einfachem Wesen schreiben und reden; die Menge, der Haufen, der empirische Pöbel nennt nur sein **Herz**, wenn er von seinem lebenden und belebenden thätigen Innern spricht — alles andere dünkt ihm Schatten, den er wohl einstens näher kennen lernen wird. Sein Herz ist da, er fühlt es schlagen, fühlt es würken auf sich und Andere — darin liegt sein ganzes Daseyn. Nur das Herz ist sein Führer und Meister — klopft da an, wenn ihr etwas bedürft und geht den Philosophen vorbey; ihr könnt zu Grunde gehen, bis dieser sich mit Geist, Seele, reiner Vernunft über den Beweggrund zur That vertragen hat, die ihn an ihr fordert. **Betracht. und Gedanken über Welt und Literatur** 1r Th.

Das Herz ist das bestimmte Verhältniß der Begehrungskräfte im Menschen, folglich die Feuerflamme innerer Thätigkeiten, der Saft der Seele, der aufwärts steigend den Verstand beleben und befruchten muß. Dieses Herz wird nun durch Sympathie zu Andern hingezogen, und nimmt die Lage der Andern in seinen eigenen Empfindungskreis auf; und so kommt aus dem Herzen, wie mit Recht behauptet wird, das meiste Gute in die Welt, das heißt: das Meiste, was wir für andere thun, auf opfern und Leiden.

Der Kopf allein (ohne erwärmenden Einfluß des Herzens) zeigt sich gewöhnlich als ein kluger Egoist, der nur sein eignes Interesse wahrt, stets selbstisch denkt und handelt. Daher haben die sogenannten Verstandesmänner nur selten eine wahre Offenheit und Herzlichkeit in ihrem Benehmen, nur wenige Nachsicht mit andern und noch weniger wahres ernstliches Wohlwollen; sie werden nicht leicht von irgend einem Mitgefühl innig ergriffen. Denn ihr im hellsten Vordergrunde jederzeit gelagertes Selbstinteresse wird doch für sich allein, so fein sie solches berechnen und zugleich ein gewisses Wohlwollen für Andere, die ihnen wieder nützlich werden könnten, äussern mögen, kein wahres Mitgefühl im höhern und weitern Sinne zu erzeugen und noch weniger es eine Weile in ihnen aufrecht zu erhalten fähig seyn. Kehrt sich nur einmal von ihrer Bahn die Bahn des andern so gänzlich weg, daß sie jener keinen Einfluß, noch schädlichen Einbruch mehr

drohet, so wird sich auch alsbald ihr Blick und ihre ganze Seele von diesem Andern wegkehren und seines fernern Laufs nicht achten.

Nur aus wahrem Mitgefühl entspringt also das so wohlthätige und wahre Wohlwollen, das gegenseitige eilfertige (nicht erst nach egoistischem Calcul bedächtlich abgewogene) Hülfeleisten zwischen den Menschen; nur wahres Mitgefühl stiftet unter ihnen wahren Frieden, wahre Liebe und Brüderschaft. Während das Selbstgefühl häufig nur selbst genügsam, stolz, intolerant, ungesellig und gleichgültig gegen andere macht, keimt im Gegentheil aus dem zarten Mitgefühle — Geselligkeit, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Wohlwollen und Dienstfertigkeit, mit einem Worte: die Tugend der Humanität hervor, vermöge welcher der Mensch mit dem Menschen friedlich, glücklich und gut zu leben lernt.

In schönem theilnehmenden Vereine faßt und hält so das Mitgefühl den Menschen zusammen; es ist das im Herzen liegende Social-Gesetz, dessen Tendenz höher geht und dessen Würksamkeit weiter reicht, als jede politische Grundnorm und kunstmässige Verbindung des Particular-Wohls mit dem Gemeininteresse, wodurch die bürgerliche Gesellschaft, Staat genannt, zusammen zu halten gesucht wird. Der letztere kann seinen nächsten Zweck nur darin setzen — und wohl ihm, wenn er diesen vollständig erreicht — daß sich die in ihm vereinigten Individuen nicht schaden und bekriegen. Der höhere

Ausspruch des von der Sympathie ausgehenden Gesetzes lautet dafür dahin: Ihr sollt euch als Söhne eines Vaters, als Wesen von einer Gattung und Organisation, wechselseitig lieben, thätig unterstützen und nicht bloß nicht schaden, sondern mehr noch auch nützlich seyn.

Aber nichts desto weniger wird sich jede gute Gesetzgebung, die ausser dem angegebenen bloß negativen Zwecke noch einen höhern zugleich im Auge hat, und nicht eine bloße Zwangsanstalt für Rechtssicherheit, sondern ein Institut für Menschenentwicklung und Veredlung (als den letzten Zweck des gesellschaftlichen Zusammenseyns überhaupt) in sich constituiren will, eine solche Gesetzgebung wird und muß sich eben deshalb auch immer ein besonderes Anliegen daraus machen, das zu ihrer würksamsten Unterstützung in der menschlichen Natur vorhandene Mitgefühl zu benutzen, und durch solches die Humanität bey ihren Staatsbürgern kräftig zu entwickeln und rege zu erhalten.

Und eben so hat auch eine Privat-Erziehung, (als eine dem Staate, d. h. nach obigem dem allgemeinen Erziehungs-Institute, untergeordnete besondere Anstalt) will sie anders nicht auf einseitig intellektuelle Bildung, sondern auf Gesammtkultur und in letzter Instanz auf moralische Veredlung ihr Ziel richten, das heißt den Namen einer wahren Erziehung verdienen, die Entwickelung und gehörige Richtung des sympathetischen Gefühls vorzüglich zu beachten. Es hält übrigens nicht

schwer, in weichen Kinderseelen, wo jeder Eindruck noch Raum findet und Gefühle leicht anspielen, auch das Mitgefühl lebhaft hervorzutreiben; man darf nur so manche in die Augen fallende, dem Gemüth und Geiste des Kindes nahe liegende Veranlassungen benutzen und ihre Aufmerksamkeit darauf hinziehen. Aber es hält eben so wenig schwer, und ist eben so wenig etwas seltenes, daß gerade in diesem Alter durch fehlerhafte Methode solches Gefühl verzerrt, oder auch im zartesten Keime erdrückt wird.

Wir haben schon früher bemerkt, wie das Mitgefühl eine gewisse Gleichartigkeit oder Aehnlichkeit wechselseitiger Empfindungsweisen und zugleich eine gewisse vorgestellte Beziehung unsers Zustandes auf den des Andern, als nothwendige Bedingung seiner Würksamkeit, voraussetze. Hiernach gilt dann das Natur-Gesetz, daß nur zwischen solchen Wesen gegenseitiges Mitgefühl statt finden könne, bey denen sich Gleichheit oder Aehnlichkeit der Empfindung und wechselsweise Beziehung ihrer Zustände, wenigstens in der Vorstellung, annehmen läßt. Und weiter folgt hieraus, daß das Mitgefühl, abgesehen von minder wesentlichen noch andern Bestimmungsgründen, stets in demselben Maaße leichter und stärker anspielen müsse, je mehr gegenseitige Empfindungshomogeneität und Lagen-Beziehung statt findet; dagegen um so schwerer und schwächer, je geringer diese Beziehung und jene Homogeneität oder Analogie angenommen werden kann.

Diesen natürlichen Gesetzen zufolge, finden wir mithin die Sympathie jederzeit stärker zwischen Thieren unter sich, als zwischen Thieren und Menschen, stärker zwischen Thieren von einerley Art, als zwischen verschiedenen Arten, stärker zwischen Thieren von einerley Lebensart, z. B. zahmen Hausthieren unter sich, als mit den, wenn gleich zu einer Art gehörigen Wildlebenden; und eben so stärker zwischen Menschen, die zu Einer Nation, Einem Stande, Einem Alter gehören, als umgekehrt. So hat der hochcultivirte Europäer in der Regel weit mehr theilnehmendes Interesse für den Mitbewohner seines privilegirten Erdtheils, als für den Asiaten oder Amerikaner, sey jener immerhin moralisch und vielleicht auch politisch betrachtet, ein schlechterer Mensch. Noch heute gilt ihm ja der Asiate, Afrikaner und Amerikaner nur als sein gehorsamer Knecht; und sey dieser auch noch so gesellschaftlich civilisirt und öfters mehr, als sein europäischer Nachbar, moralisirt, doch als ein halber Wilder, der in Talenten, Bildung und Rechten mehrere Stufen abwärts steht, und denn auch (wie sich versteht) darnach behandelt werden muß.

So hängen ferner der Franzose und noch mehr vielleicht der Engländer mit dem Manne ihrer Nation stets inniger und fester zusammen, wie mit jedem Ausländer; letzterer dünkt ihnen als Fremder (in demselben Sinne und Ton ausgesprochen, wie der Römer von den Barbaren sprach) ihrer vollen Theilnahme nicht werth, und es braucht

von seiner Seite viel Verdienst und zuvorkommende Gefälligkeit, um diese ihm zugekehrte Eiskruste nur etwas zu erweichen. Je mehr politische Kraft, desto mehr Nationalgefühl und desto mehr Kälte und Eingenommenheit gegen den Ausländer; dies finden wir beym Franzosen und Engländer gegenwärtig vielleicht mehr, als irgend zuvor. Aber der Deutsche interessirt sich und opfert sich für den Ausländer immer mit gleicher Güte auf, gewöhnlich sogar in gerade umgekehrter Direktion; das warum läßt sich begreifen, und mag man immerhin auf seine natürliche Gutmüthigkeit und grössere moralische Aufklärung einen Theil davon schieben, so bleibt es doch in der That das Wenigste.

So wie sich solchergestalt ein Nationalgeist und damit ein koncentrirteres, so zu sagen National-Mitgefühl bildet, eben so bildet sich denn auch Standesinteresse oder der bekannte esprit de corps; in je engerer Sphäre dieses Interesse dann zusammenrückt und sich verdichtet, desto fester, weit und tiefgreifender wird auch das Zusammenhalten und Würken. Man betrachte die Aeusserungen und Folgen des Zunftgeistes, nicht bloß beym Handwerksstande, sondern zugleich beym Kaufmann, beym Clerus, beym Adel u. s. w. und man wird verstehen und lebendig überschauen, was wir hier nicht weiter zu erörtern brauchen. Wer kennt z. B. nicht den kalten Stolz, ja oft sogar die tiefe Antipathie des Priesters ächter Art, gegen den Laien, des Adels (auch nach der französischen Revolution und

wie Manche dafür halten, jetzt nur um so mehr) gegen den Bürgerlichen, den jener dermassen unter seinem Stande findet, daß er ihm sein vornehmes Mitgefühl unmöglich natürlich und voll zutheilen kann?

„Was geht mich doch dieser Mensch an!" wie oft hören wir so das kalt vornehme Standesinteresse laut genug sprechen, und damit den Mangel an Mitgefühl und wohlthuender Theilnahme entschuldigen! Was sagt dies anders, als ich will und kann für diesen Menschen nichts fühlen, weil er nicht zu meiner Kaste gehört, und also mit meinem Interesse nicht verknüpft ist, weil ich somit keine Aehnlichkeit und Beziehung seines Zustandes auf den meinigen annehmen kann. Höhere Vergleichungen will die vornehme oder im Zunftgeist erstarkte Gleichgültigkeit nicht anstellen; denn sie findet es einestheils unter ihrer Würde, die Lage des unprivilegirten Andern als analog und zusammenhängend mit der ihrigen zu betrachten, anderntheils über ihrem gewohnten Gesichtskreise, den Gedanken lebendig festzuhalten, daß jener Mensch schon als solcher in der nächsten Verwandschaft zu ihr stehe.

Wir nannten ferner das Mitgefühl ein weibliches Gefühl, weil es die eigenste Natur des Weibes in nuce ausspricht, und bey diesem Geschlechte sich weit inniger, stärker und umfassender, als bey dem unsrigen findet. Beym Manne hat es die Natur auf selbstthätige Kraft, auf Charakter, Energie, auf festes, heroisches und grosses

Handeln angelegt; er soll sich und die Welt fortbewegen, und darum ward ihm vorzüglich die Stärke des Selbstgefühls und der Selbstzüglung durch Verstand und Vernunft. Bey dem Weibe hingegen legte sie es, physisch und moralisch, auf ein Leiden, auf weiche und anschmiegende Passivität an; und so ward diesem vorzugsweise das zärtere mitfühlende Gemüth, der tiefere Trieb des Wohlwollens, die grössere Leichtigkeit, sich selbst in Andern zu vergessen. Im Gefühle lebt und würkt eigentlich die weibliche Seele; denn ohne reines und tiefes Gefühl giebt es kein Weib rechter Art, ohne Gefühlsbildung keine rechte weibliche Bildung überhaupt. Der bloß gebildete Verstand ohne Gefühl giebt nur weibliche Carrikaturen; denn dient nicht selbst das, was man gemeinhin Geist nennt, den Weibern meist dazu, ihre Mängel zu koloriren und mehr ihre Thorheit, als ihre Vernunft, zu befestigen? — Das Gefühl, das reine und tiefe Gefühl, muß sie hiegegen schützen, dies bleibt immer ihre, ihnen selbst und Andern, wohlthätigste Mitgift. Das Mitgefühl werde darum in ihnen auch vorzüglich cultivirt; es spricht ja schon von Natur bey ihnen lebendiger und lauter, weil sie überhaupt mehr Energie und Expansivkraft des Gefühls, einen regern Geselligkeitstrieb, ein grösseres Bedürfniß und vorzüglich auch eine regere, leicht individualisirende Einbildungskraft haben.

Aus ungefähr gleichen Gründen, und weil sich die Jugend noch nicht durch leidige Erfahrungsbelehrung das

selbstische Klügeln und kaltbesonnene Abwägen des Interesses eigen gemacht hat, ist auch im jugendlichen Alter das Mitgefühl leichter und tiefer aufzuregen, wie in den spätern Jahren. Dem Jünglinge liegt die Welt in Gefühlsergreifender Morgendämmerung da, er sieht nur ihren unschuldigen Zauber, sieht nur das der Natur ringsum Licht und Wärme zuführende Heraufsteigen des Tagegestirns, aber noch nicht dessen vollen Glanz, fühlt noch nicht die brennende Sonnenhitze mit ihrer Saftvertrocknenden Wirkung, unterscheidet noch nicht die rauhen Ecken und scharfen Umrisse der Dinge. Unschuld, Unwissenheit, Helldunkel und Hoffnung, liegen in seiner Seele harmonisch versammelt, und in dieser Seelendämmerung sprudeln und sprossen ihm lebendige Gefühle. Durchs Leben selbst wird und mag er sich allmählig den Vorhang wegziehen lassen; nur thue ihm dies nicht, um seines Glücks und Seelenwohls willen, vor der Zeit eine gewisse Treibhauß-Erziehung, ein kluges Geschwätz alternder Praktiker, die so gern auf den Gefühls- und Wärmebringenden Frühling gleich ihren erstarrenden Winter propfen mögten.

Beym Weibe, so wie bey der Jugend sind also die angeführten verschiedenen Bedingungen der Würksamkeit und Lebendigkeit der Sympathie in vorzüglichem Grade vorhanden. Eben daher finden wir auch in weiblichen Seelen und in jungen Herzen überhaupt das stärkste und wahrste Gefühl der Freundschaft und Liebe

Beyderley Gefühle sind nämlich die innigsten und stärksten Aeusserungen des Mitgefühls; die Liebe besonders begreift seine größte Tiefe und Höhe und über sie, als den größtmöglichen lyrischen Schwung und Zusammenklang sympathetischer Herzen, giebt es keinen Steigerungspunkt weiter. Freundschaft ist Mitgefühl aus gegenseitiger Achtung und Geistesverwandtschaft, die sich in so fern bloß geistig und moralisch mitzutheilen strebt. Liebe hingegen ist durchgängiges und höchstes Mitgefühl aus Herzensattraktion, wozu sich mehr oder weniger Körperattraktion zugleich gesellt. Sie findet also eigentlich und ursprünglich nur zwischen Personen verschiedenen Geschlechts statt, und begreift ein Streben der größtmöglichen Mittheilung ihrer geistigen und körperlichen Eigenheiten; auch liegt eben in diesem vermischten Streben, in dieser Verwebung sinnlicher Triebe und höherer geistigen Gefühle das Magische und Mistische der Liebe. In ihrem identischen Wesen strebt sie dann nach der innigsten und vollkommensten wechselsweisen Mittheilung alles dessen, was jedes als moralisch freies, so wie als physisch organisirtes Individuum eigenthümlich besitzt. Nichts soll dem einen Individuum angehören, was nicht dem andern mittelbar oder unmittelbar auch zu Theil werde; jedes muß geben wollen, was Natur und eigene Kraft ihm verliehen hat. Hier ist ein fortlaufender, freywilligster Tausch, eine durchgängige Gütergemeinschaft, wo an keine Absonderung zu denken ist, und jedes sich in demselben Maasse

froher fühlt, je mehr es geben kann, und reicher für sich, je mehr es dem andern giebt. Hier mag man nichts haben, was nicht das Andere zugleich hat, hier mögte man jedes Gut wegwerfen, das nicht ein solches Gut auch für die Individualität des andern seyn kann.

So ist der ewige und hohe Charakter blosser ächter Liebe, die darum nicht Schwärmerey zu seyn braucht; und so finden wir in ihr das Ideal des vollkommensten Mitgefühls, so weit es erreichbar ist, erreicht. Es ist dessen höchster Schwung; aber als solcher eben daher auch nur eine seltene und meistens kurz andauernde Erscheinung. Von der Liebe steigt das Mitgefühl bald wiederum abwärts, wenigstens zur Freundschaft, und wohl ihm, wenn es nur auf diesem soliden, dem natürlichen Gleichgewicht der Seele günstigern Boden lange verweilt.

Fassen wir jetzt die bisherige Untersuchung über des Mitgefühls Wesen und würksame Kraft in wenige Resultate zusammen, so ergiebt sich Folgendes. Dieses Gefühl ist die Grundlage ächter Geselligkeit und Humanität; es würkt der selbstischen Isolirung, der Verschlossenheit und Kälte des Eigennutzes, mit seiner Expansivkraft und Wärme entgegen, und wird so die Mutter der meisten wohlwollenden und gemeinnützigen Handlungen. Denn aus dem Gefühl, aus dem Herzen, haben wir vorhin bemerkt, entspringt das meiste Gute in der Welt; die Mehrzahl der Menschenkinder ließ sich von jeher, und wird sich auch künftighin — mehr durch das Herz, als

die Vernunft, mehr durch Gefühle, als Grundsätze bestimmen und leiten lassen. Dagegen nur sehr wenige zu jenem Grade der Aufklärung und Reife des Denkens gelangen, um sich von dem Grundsatze: daß Privatinteresse mit dem Gemeininteresse stets zusammenhänge und übereinstimmen müsse, würksam zu überzeugen. Durch diesen lebendig in sich fest gehaltenen Grundsatz wird freylich erst der Privatsinn zum ächten Gemeinsinn erhoben; aber wie selten ist darum auch die Erscheinung des Letztern. Denn was gewöhnlich für Gemeinsinn oder Gemeingeist angenommen wird, gründet sich weniger auf obigen Vernunftgrundsatz, als auf einen gewissen enthusiastischen National- oder Standes-Stolz, auf politisch aufgeregter Eigenliebe und Anhänglichkeit an dieses besondere Gemeinwohl — im Gegensatze fremder Staaten oder Verbindungen; ist in so ferne das blosse Spielwerk und Instrument in der Hand kluger Regierer.

In engern Kreissen muß und wird aber das Mitgefühl die geselligen Bande noch fester schlingen, und ist es gleich für sich noch nicht Tugend, so leitet es doch kräftiger, als andere Triebfedern darauf hin, und zwar zu den eigentlich liebenswürdigen Tugenden, zu Wohlwollen, Umgänglichkeit, Dienstfertigkeit u. s. w. Es gewährt endlich den eigenen süssesten Genuß für den Mitfühlenden selbst; ein wohlwollendes, menschenfreundliches Gemüth ist gewöhnlich auch mit Heiterkeit erfüllt; denn indem es seinem offenen, wohlwollenden Sinne folgt, findet es stets

neue Gelegenheit, sich seiner Natur und der Veranlassungen ihrer wohlthätigen Aeusserung zu freuen. Das Lächeln der Menschenfreundlichkeit, des Wohlwollens, des Beyfalls über eine vollbrachte edle That bleibt immer der reinste Ausdruck der innigsten Seelenheiterkeit. Man halte dagegen die ernst lauernden Blicke und gespannten Mienen des Egoisten, der nur sich denkt und auf anderer Wohl und Wehe nur in Beziehung auf sich schaut. Ein gleichgültiger und sehr oft ein beängstigender und drückender Anblick ist ihm die äussere Welt; seine innere hingegen bietet ihm nichts als vertrocknete Gefühle, rastloses Streben und klügliches Hin- und Herrechnen der Eigenliebe dar; er wird auch nicht unterlassen, sich selbst von Zeit zu Zeit die bittersten Vorwürfe über diesen menschenfeindlichen Egoism zu machen.

III. Ausartung des Mitgefühls; Mittel der Berichtigung und Belebung desselben.

So viel Gutes das Mitgefühl in sich schließt, so ist es doch auch, wie jede Sache und jedes andere Gefühl, dem Mißbrauche und mancherley Ausartungen unterworfen. Daraus entstehen dann gewisse Folgen und widrige Erscheinungen, die überhaupt dem Mitgefühle häufig beygemessen werden, gleichwohl aber demselben nicht

eigenthümlich und nothwendig zugehören. Und so geschieht es, daß dies edle und hohe Gefühl, diese reine Stimme Gottes in uns, öfters, sowohl von einseitigen Halbphilosophen, als von verschrobenen Weltmenschen verschrien, herabgewürdigt, als eine weiche und weibische, dem männlich festen Charakter unangemessene und thatenleere Stimmung, als eine Verzärtlung der Seele verachtet werden will. Mit einem erhaben ironischen Lächeln spricht solchergestalt mancher sublimirte Intellektual-Philosoph, so wie mancher durch Welt und Geschäfte vertrocknete Praktiker von uninteressirtem Wohlwollen, von der Macht der Sympathie, von schönen Seelen, von Freundschaft und Liebe. Auf ihrem eigenen Boden findet sich freylich nichts mehr von irgend einer reinen und lebendigen Produktionskraft des Mitgefühls, und darum muß dieses jetzt für die ganze Menschenwelt annihilirt seyn, eine Heuchlerin, eine verkappte Egoistin; denn nach der Form ihrer Seele spiegelt und gestaltet sich die Welt. Sie haben zuvor in sich selbst das Gefühl niedergedrückt und ertödtet, das sie jetzt auch in allen Andern wegdemonstriren wollen; sie verleugnen zuvor den eigenen Glauben an sich, bevor sie ihr System des Unglaubens gegen Alle festgründen. Glücklicher Weise aber tritt ihre eigene bessere Natur unversehens zu manchen Zeiten wieder hervor; ihr eigenes Herz wirft dann das System des Kopfes über den Haufen, und sichert sie wenigstens in praktischer Rücksicht gegen totale Verkehrung. Ein Rochefaucauld, ein Helvetius und andere

theoretische Egoisten waren daher gewiß inconsequente und nur halbe Praktiker ihres Systems, wie wir zur Ehre der menschlichen Natur glauben müssen.

Es bleibt aber immerhin die schädlichste Verwirrung der Begriffe, und ist eine Art von Hochverrath an der Menschheit, wenn man deren lichtvollste und liebenswürdigste Seite, das reine Mitgefühl verläugnen, und solches zugleich mit seinen Auswüchsen wegschneiden will. Nur die Auswüchse treffe unser Tadel und die scharfe moralische Scheere; hier allerdings giebt es auch oft und mancherley wegzuschneiden. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß auch das Mitgefühl in gewisse Ausartungen und fehlerhafte Richtungen häufig gerathe.

Bey näherer Ansicht nehmen wir insbesondere zwey Hauptfehler wahr, in die ein ungeregeltes falsches Mitgefühl zu gerathen pflegt; und auf diesen zwey Abwegen dürften denn auch die verschiedenen einzelnen Ausartungen sämmtlich zusammentreffen. Die Unregelmässigkeit oder das Uebermaaß dieses Gefühls kann auf der einen Seite unserer Seele, die zum richtigen Denken und Handeln erforderliche Unbefangenheit, die ruhige Ueberlegung und feste Kraft, den freien Blick und Sinn für das Mehr und Weniger, das Wichtigere und Unwichtigere, für das Maaß und das Ganze der Verhältnisse rauben; auf der andern Seite kann sie uns überhaupt um die Selbstständigkeit des Willens oder um die Fähigkeit bringen, aus eigenen einmal richtig erkannten Grundsätzen zu

handeln, ohne sich durch äussere momentane Einflüsse direkt bestimmen zu lassen. Und so entsteht auf der einen Seite Empfindeley und auf der andern Charakter-Schwäche überhaupt.

Die an Empfindeley kranke (nicht empfindsame, sondern empfindelnde) Seele hat keine Grenze, kein Maaß mehr für ihre Gefühle. Ihr Gefühlsvermögen ist unnatürlich expandirt und erhöhet, hat sich dem leitenden und zügelnden Genius richtiger Verstandes- und Vernunfteinsicht entzogen, und waltet und schaltet nun zügellos in einem physisch und moralisch schwächlichen und geschwächten (asthenischen) Temperament. In stets reizbarer Spannung hängt es sich dann leicht an Objekte jeder Art, besonders aber — und dies ist Folge seiner durch zu viele Reize erschöpften und schwächlich verfeinerten Kraft, an unbedeutende kleinliche Dinge, die eine gesunde Gefühlskraft kaum leise berühren.

Vor allzuvielem und weichem Gefühl, dem sich dann eine solche Seele leidend hingiebt, kömmt sie begreiflicher Weise höchst selten zum richtigen Denken und bestimmten festen Handeln; sie vergißt in dieser weichen, die freie Thätigkeit erschlaffenden Stimmung leicht ihr eigenes, so wie fremdes Wohl, vergreift sich leicht in den Mitteln zu dessen Beförderung, und legt überhaupt nur langsam und schwer, ernstliche Hand ans Werk, weil sie ihrer selbst nicht mächtig, nur über Gefühlen zu brüten hat. Der fortwährende Fieberstand ihres Gefühls muß

ja allmählig alle andere Fähigkeiten der Seele erschlaffen und aufreiben; gerathen dann solche Leute erst gar in ihr eigentliches Element — ins Hochgefühl der Liebe, dann ist nichts als gewaltige Ebbe und Fluth, stete heftige Convulsion, die widernatürlichste Verzerrung und Vergeistigung dieses Naturgemäß vermischten Triebes.

Wie viele und was für verkehrte Erscheinungen die Empfindeley weiter hervortreibe, können wir inzwischen nicht näher untersuchen. Hier finden wir mit einem Worte die wahre Verzärtlung der Seele, als direkten Gegensatz des starken, wackern Gemüths, das sich selbst und Andern wahrhaft forthilft im Leben. Im verderblichsten Doppelsinn nennt man freylich auch zuweilen solche verkrüppelte Gefühlsseelchen, schöne Seelen, und verwirrt damit die sehr verschiedenen Begriffe von Weiblichkeit und weibischem Wesen, von Empfindeley und Empfindsamkeit, von gefühlvollen, zartdenkenden und gezierten, romanhaften Gemüthern. Der Charakter der Empfindeley hingegen beruhet, wenn wir ihn kurz zusammenfassen, in einer schwächlichen Reizbarkeit und einsichtslosen Richtung des Gefühls; dies hängt sich erst zügellos an allerley und zuletzt in seiner, so zu sagen, verkleinerten Schwäche an kleinliche und unpassende Objekte. Es ist gleichsam ein verkehrtes Miniaturstück vom Mitgefühl in der camera obscura verkrüppelter Seelen.

Die allgemeine Charakterschwäche bildet auf der andern Seite den Gegensatz weiser Selbstständigkeit, d. i.

derjenigen Denkungs- und Gemüthsart, vermöge der wir unsere eigene, einmal bewährt gefundene Vernunft und Einsicht zur durchgängig bestimmenden und entscheidenden Norm unsers Benehmens machen. Der Charakterschwache ist selbstlos, hat keinen eigenen kräftigen Willen, kein eigenes entscheidendes Urtheil und Princip des Handelns; an und in andern sein Selbst verliehrend, läßt er sich von ihnen gängeln und mechanisch nach ihren Absichten lenken. — Eine solche Schwäche ist denn in der That die häufige Begleiterin oder vielmehr die Würkung des allzugrossen Mitgefühls, das hier als ein deutlicher Gegensatz des dem Schwachen fast gänzlich mangelnden Selbstgefühls erscheint. Das Mitgefühl versetzt uns, wie wir wissen, aus uns heraus, um uns mit andern zu identificiren; ist es demnach allzuleicht und stark erregbar, so giebt sich der Mensch, in diesem lebhaften Gefühlsdrang andern gerne blindlings hin, ohne zu überlegen, wie weit er vernünftiger Weise und ohne gänzliche Selbstvernichtung gehen dürfe. Das Aergste, und was gerade solche Menschen immer weiter verdirbt und abstumpft, ist dabey noch, daß diese ihre schwache Seite, nämlich die Leichtigkeit ihr Gefühl aufzuregen und dadurch ihr ganzes Wesen in die Gewalt zu bekommen, von den andern so bald erkannt, und dann in der vortheilhaftesten Benutzung stets mehr entwickelt und befestigt wird. Je nachgiebiger und geschmeidiger das Instrument, um so lieber wird es gespielt, und je häufiger dieses Spiel, desto vollkommener wird das Instrument.

Zu dieser Charakterschwäche gehört es auch, wenn manche Menschen aus übertribenem Gefühl und Interesse für eine Person, alle freye und unbefangene Ueberlegung in Ansehung Anderer verliehren, und dann vielleicht gegen die leztern eben so blinde Antipathie, als Sympathie für die erstern äussern. Daß aber daraus ein ungleiches, gegen andere gleich verdiente Personen oft sehr ungerechtes Benehmen, überhaupt eine der allgemeinen Billigkeit und Humanität entgegenstrebende Partheylichkeit entstehe, ist leicht zu begreifen. Solche Leute äussern dann oft die unverdienteste Gleichgültigkeit, Caprice und Härte gegen alle die, die mit ihrer begünstigten Hauptperson in irgend einer Beziehung kollidiren. Das unbedingte Hingeben an Gefühle macht ja überhaupt leidenschaftlich, einseitig, unbesonnen, launisch und eigensinnig. Dieß alles ist jedoch im Grunde nur Schwäche; denn alle dergleichen Erscheinungen reduciren sich zulezt auf den gemeinen Fehler, daß die Freyheit der Vernunft und Ueberlegung durch sinnliche Neigungen und Gefühle der Lust und Unlust allzusehr beschränkt und praktisch unwürksam gemacht wird. Und eben daher gelten denn auch diese mehrerley Schwächen, die oben erwähnte Empfindeley besonders mit eingeschlossen, vorzugsweise den Weibern, als dem fühlenden Geschlechte. Die Weiber leben vorzugsweise im Gefühl, leben durch innigeres Mitgefühl inniger für und in Andern; ihr Gefühl, ihr Verstand, ihr Mittheilungs- und Gefalltrieb verschlingt ihr ganzes Seyn und Wesen

inniger mit Andern und darum sind sie denn auch abhängiger von diesen Andern, und eben darum in der Regel weniger selbstständig und weit charakterloser als die Männer *). Eine Portion gesunder Vernunft und Erfahrung in der Welt, dann insonderheit die uns angebohrne Erbsünde der Eigenliebe werden indessen das Uebermaaß des Mitgefühls leicht zu verhüten im Stande seyn. Denn eben um der Eigenliebe willen ist bey dem Mitgefühl viel weniger, wie beym Selbstgefühl Gefahr vorhanden, daß es allzugroß werden dürfte; die erstere sorgt schon gewöhnlich dafür, daß wir uns selbst in andern nicht ganz, noch weniger auf lange vergessen.

Im Allgemeinen bedarf also dieses Gefühl weniger der Beschränkung; denn hiezu hat die Natur in der Eigenliebe schon das würksamste Mittel dargereicht, als einer zweckmässigen Richtung. Aber auch diese kann nicht schwer halten, sobald wir den ersten natürlichen Aeusserungen des Gefühls treu folgen, diesen Weg der Natur einfach fortwandeln, und nicht selbst durch Ziererey krumm machen. Nur also in der frühern Jugendzeit das Gefühl aufgeregt, und seiner freyen Thätigkeit überlassen, und nur hiebey der lieben Natur, die das Uebrige

---

*) „Was die Welt sagt, ist wahr, und was sie thut, gut; ist ein weiblicher Grundsatz, der sich schwer mit einem Charakter in der engern Bedeutung des Worts vereinigen läßt." Kants Antrop. S. 292.

am besten besorgen wird, nicht zu viel ins Handwerk gepfuscht! Ungeschickte Erzieher verderben aber hier oft durch allzuvieles Künstlen und Pädagogisiren, was manche Staatslenker durch allzuvieles Regieren; und heißt das Gefühl junger Leute bilden und verfeinern oft in der That nichts anders, als es verzerren.

Wird dagegen einerseits Zierrerey und Gefühlsheucheley schon an ihrer Quelle abgewiesen, und andererseits das Selbstgefühl richtig entwickelt und gelenkt, so darf man der Natur die erste Entwicklung und Richtung des sympathetischen Triebs unbesorgt überlassen. Im äussersten Falle sind doch immer auch die üppigen fehlerhaften Auswüchse der sich selbst überlassenen Natur dem beschränkten Aufwuchse an Kunstspalieren und dem Abschneiden ganzer Aeste, wobey am Ende der Baum selbst nothleidet, weit vorzuziehen. Also nur mit vieler Behutsamkeit wende man gewisse Kunstmittel zur Berichtigung des Mitgefühls an; am besten bleibt es immer, wenn sie späterhin eigene Einsicht und Erfahrung in eigener Brust applicirt. Zu diesen Mitteln rechnen wir aber jede bessere und hellere Einsicht in die Angelegenheiten und Bedürfnisse der Menschheit nach ihrem wahren Wesen; insonderheit aber jede richtigere Erkenntniß unserer besondern Pflichten und Verhältnisse in Beziehung auf die uns umgebenden Menschen. Und was wäre dieß folglich weniger, als Aufklärung des Verstandes und immer grössere Ausbildung unserer Vernunft überhaupt?

Aber auch die Imagination darf nicht vernachlässigt werden; denn von ihrer Bildung hängt ja nach allem Bisherigen auch die Richtung des Mitgefühls grossen Theils ab. Von dieser Kultur der Imagination erschöpfend zu sprechen, würde jedoch einen eigenen Abschnitt erfordern, und den uns hier vorgesteckten Raum überschreiten. Wir begnügen uns daher mit der kurzen Bemerkung: nur in wohlbenutzter Einsamkeit wird diese Kraft belebt und befruchtet; dagegen sie im Verkehr mit der Menschenwelt beschränkt und gesichtet wird. Doch verstehe man unter solchen Verkehren nicht zunächst den Umgang mit der bloß corrupten und grossen Welt, die uns so oft um alle innere Poesie, um allen süssen Glauben bringt, und damit den Tod des reinen Gefühls herbeyführt.

Eine nähere Angabe und Untersuchung der Mittel, wodurch das Mitgefühl vorzüglich erwärmet und lebendig erhalten werde, möge dafür nunmehr das Ganze beschliessen; vielleicht begreift auch gerade diese Untersuchung das meiste praktische Interesse. Denn wer wollte verkennen, daß der Mehrzahl der Menschen und insbesondere unserm herzlosen und gefühlsarmen egoistischen Zeitalter die Erweiterung und Belebung des sympathetischen Triebs mehr Noth thue, als dessen Beschränkung? Für das letztere sorgt ja schon zum Ueberflusse das bürgerliche Leben selbst; nicht weniger tragen ihren guten Theil unsere neuen Romane und populär-philosophischen Schriften mit ihren abkühlenden Darstellungen und Zergliederungen der

Würklichkeit bey, so, daß sich von ihrer hohen oder erniedrigten Stufe wahrer Menschen- und Weltkenntniß über Sympathie und reines Gefühl mit Anstand, am Ende nur lächeln und als über sentimentales, romanhaftes, poetisches Geschwätz spötteln läßt! Ist denn aber eine corrupte Würklichkeit reine Menschennatur, und sind das die ächten nützlich würkenden Philosophen und Romanschreiber, die sich selbst und ihre Personen zu jener Würklichkeit herabziehen, statt sie höher zu sich und zu ihrem auf reine Natur und Vernunft gestützten Idealen zu erheben? Und was ist ein Roman, wenn er nicht diesen höhern romantischen Geist athmet und das Idealische im Menschen aufregt?

Es ist in der That keine Kunst zu sagen, wie und was immer der Mensch in der leibhaftigen Würklichkeit ist und treibt, dieß brauchen uns nicht erst Bücher zu sagen, dieß sehen wir tagtäglich mit eigenen Augen. Aber die Menschennatur in ihrer ursprünglichen Reinheit zu untersuchen, diese ihre reine Triebfedern mehr hervorzuziehen und in Bewegung zu setzen, ihnen Stützen und Belebungsmittel darzureichen, ist ohne Zweifel eine höhere und edlere Kunst. Die Sympathie ist nun eine solche wichtige Triebfeder des reinen Menschen; wie und wodurch wird sie sonach rege, lebendig, kräftig erhalten? wir glauben, daß hiezu die würksamsten Mittel in nachfolgenden Bemerkungen enthalten sind:

1. Vor allem gehört hieher die stets lebendige

Ueberzeugung von der oben genauer entwickelten Wahrheit, daß wir selbst nur ein Glied in der grossen Kette aller empfindenden Erdenwesen sind. Ein Empfindungs-Organism läuft durch sie alle; es giebt keine Verschiedenheit in der Art, es giebt nur verschiedene und höher hinaufsteigende feinere Modifikationen in mehreren Potenzen. So finden wir in den zartesten Gefühlen der fein gebildeten europäischen Dame nur die höhere Potenz des nahe bey der Thierheit noch weilenden Gefühls einer amerikanischen Wilden; und so sind die seelenvollsten Sympathien des liebenden Dichters, eines Petrarca's und einer Sappho, nur höhere Modifikationen des nämlichen Naturtriebs, der auch den uncultivirten Bauer in seiner Art, bloß vielleicht in dunklerem Bewußtseyn begeistert.

Diese Idee eines durchgängigen sensiblen Organismus, wo jedes Einzelne Zweck und Mittel zugleich, jedes Ganze nur ein Theil und jeder Theil wieder ein Ganzes ist, wo dieses unmittelbar jenem und jener diesem dient, ist aber eben so leicht anschaulich, als erhebend. Und nothwendig muß das Mitgefühl, das ursprünglich auf dieser Einheit empfindender Organisationen beruht, auch durch die Idee dieser Einheit erwärmt und erweitert werden, je deutlicher und anschaulicher jene Idee im Menschen entwickelt wird. Was hier als Naturtrieb, als Instinkt ursprünglich würkt und ursprüngliche Grundlage ist, wird dann solchergestalt zugleich ein künstliches Belebungsmittel

in der Idee des dieses Ganze ergreiffenden menschlichen Verstandes.

2. Noch würksamer (weil sie sich auf eine nähere und bestimmter begränzte Sphäre bezieht) ist aber die den Menschen zunächst angehende Idee, ein Theil des Ganzen der Menschheit zu seyn. Eine Natur, Ein hoher Beruf, Ein Interesse faßt alle Menschen in Einer Gattung vernünftiger Wesen zusammen; diese Gattung bildet, vermöge ihrer Natur und Bestimmung, Einen brüderlichen Verein. Was also nur immer einen Menschen angeht, geht auch mich an, weil ich ein Theil der gesammten Menschheit bin, wovon auch er ein Theil ist, weil ich ein Wesen gleicher Natur mit ihm bin, weil ich mit ihm zu derselben Gattung gehöre: einer Gattung, die sich unter sich vereinigt halten muß und soll, und nur in diesem Verein ihr gemeinsames Wohl und ihre größtmögliche Vervollkommnung finden kann Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Dieser Terenzische Spruch drückt das Gefühl der Menschheit in seiner zusammenhaltenden Kraft am bündigsten aus. Alle Humanität und Weltbürgerliche Gesinnung liegt kurz in diesem goldenen und geraden Gefühlsausdrucke beysammen. Es ist zwar nur Gefühl, das sich so ausspricht, aber das reinste, einfachste und kräftigste Gefühl, das in der Idee nicht erweitert, sondern nur verdeutlicht und mehr entwickelt werden kann.

In der entwickelten Idee knüpfen wir nämlich an dieses Gefühl noch mehrere im bürgerlichen Zusammenseyn entstandene Vorstellungen an. Das gesellige Leben entwickelt mehr und mehr die Vorstellungen gegenseitiger Abhängigkeit, gegenseitigen Bedarfs, grösserer Würksamkeit durch vereinte Kräfte. Wir werden, je weiter die bürgerliche Gesellschaft sich vervollkommnet und in mehrfachen Verhältnissen aneinander reibt, immer mehr überzeugt, daß wir als isolirtes Individuum gar wenig sind, und nur als ein Glied der Gesellschaft und des Menschenganzen überhaupt ein Wesen von einiger Bedeutung und Vollkommenheit, einigem Verdienst und damit verbundenem Wohlseyn werden können.

Dieses Gefühl und diese Idee von Humanität müsse man somit immer rege erhalten und reger zu machen streben. Was nur einen Menschen angeht, müsse auch dich angehen; hier hast du einen weiten Spielraum, du hast die ganze Menschheit für dein reges und thätiges Mitgefühl ausgeschlossen. Fühle und würke für solches, wo und wie du nur kannst; dann zeigst du dich als wahrer Mensch, und bist des Mitgefühls deiner Mitmenschen würdig. Nur also der mit sich selbst beschäftigte, gegen seine Mitmenschen gleichgültige, indolente Egoist mag sagen, man müsse sich nicht in Anderer Anlegenheiten mengen und sie ihrem eigenen Glück überlassen, man habe genug mit sich selbst zu thun; und wenn jeder redlich und eifrig

für sich selbst sorge, so müsse es mit jedem gut stehen *). Diese Sprache bedarf ohne Zweifel keiner Widerlegung; sie widerlegt sich selbst durch den gefühllosen Ausdruck und verschönten Ton, womit sie gewöhnlich vorgebracht wird. Was würde dann aus dem hülflosen Kinde, dem gebrechlichen und kranken Armen, dem Blödsinnigen, dem in einem Geschäfte ganz Unkundigen, was würde endlich aus allen Menschen, wenn sie nicht menschlich zusammenhalten und helfen wollten? Kannst du dann nicht diesem und jenem, der dein Mitgefühl und deine Hülfe mit Worten oder noch flehentlicher mit seiner bedrängten Lage unmittelbar anspricht, helfen, ohne gleichwohl sein pedantischer Glückseligkeitswegweiser zu seyn, und ohne ihn zu hindern, sein eigenes inneres Glück auf eigenem Wege zu suchen, nachdem die äusseren Hindernisse hülfreich durch dich mit weggeräumt worden sind?

3. Auch Mißgeschick und Bedrängnisse, eigene physische und moralische Leiden pflegen den sympathetischen

---

*) C'est une maxime vulgaire, qu'il ne faut pas se mêler des affaires d'autrui, pour que les notres ne soient pas troublées. Ce principe est souvent celui d'un lâche; il est nombre d'occasions, où se mêler des affaires d'autrui est un devoir sacré. La cause du foible ou de l'innocent est celui de tout homme généreux. L'opprimé doit devenir votre ami à l'instant où il a besoin de vous, et pour voler à son secour, vous avés les titres respertables d'homme, qui pense, qui sent et qui voit souffrir. Weiss Princ. phil.

Trieb mehr zu entwickeln und zu verstärken; nur versteht sich dabey, daß dergleichen Leiden nicht allzu groß und für das betroffene Individuum selbst nicht allzu niederdrückend, auch bereits für dasselbe wenigstens zum größtentheile vorübergegangen seyen. Denn ausserdem versinkt der Mensch zu sehr in schmerzhaften Selbstgefühlen, als daß es ihm möglich wäre, aus sich hinaus zu gehen und auf den Zustand Anderer aufmerksam zu seyn. Aber wenn seine Leiden mässig sind und die Kraft seiner Seele nicht erdrücken, sondern nur erweichen, wenn sie allmählig wieder nachlassen und ihm nun das süsse Gefühl der Besserung gewähren, dann wird gewiß auch sein Gemüth theilnehmender für Andere gestimmt, sein Mitgefühl wird dann leichter, inniger und stärker aufgeregt werden. So sehen wir Personen, die eine schwächliche Konstitution haben und öfters kränkeln, auch gewöhnlich an den Leiden Anderer einen herzlichern und wärmern Antheil nehmen. Eben so ist es keine ungewöhnliche Erscheinung, daß rauhe selbstische Gemüther nach einer überstandenen Krankheit, sich weit sanfter, gefälliger, theilnehmender zeigen, und nun für das Wohl und Wehe ihrer Nebenmenschen weit mehr Interesse und Gefühl, wie zuvor, äussern. Eine ähnliche Würkung haben auch öfters gewisse moralische Leiden, fehlgeschlagene Hofnungen, Störungen in unsern Planen, Zurücksetzung in Absicht auf unser Glück u. s. w. Denn wenn uns selbst zuweilen dergleichen Mißgeschicke treffen, so werden wir auch mehr fur andere, die ein ähnliches

Loos befällt, zu fühlen und geschicktere Hülfe zu leisten im Stande seyn. Wem hingegen alles gelingt, alles stets nach Wunsch geht, bekümmert sich, von eigenem Glücke trunken, wenig darum und ahndet es kaum, daß es Andern schlimmer gehen könnte. Der stets Glückliche vertieft sich dann auf der andern Seite wiederum eben so ausschliessend in ein süsses und stolzes Selbstgefühl, wie sich umgekehrt der ganz Unglückliche in seinen eigenen Schmerz versenkt; und so sind beyde ausser Stand, sympathetisch in Andern zu leben.

Mässiges Leiden und Unglück aber disponirt die Seele (bey physischen Leiden trägt auch die asthenische Reizbarkeit der Nerven viel bey) überhaupt mehr zu Gefühlen, zur Sanftheit, zur Verträglichkeit und zum Wohlwollen. Im Gefühl eigener Schwäche schließt sich der bekümmerte oder kränkliche Mann näher an seine Mitmenschen an, und wird auch aufmerksamer und theilnehmender bey ihren Leiden, je mehr er sich von der heilsamen Kraft ihrer Theilnahme und Hülfe, ihres ihm geschenkt werdenden aufrichtigen Mitgefühls überzeugen muß. Und solchergestalt wird dann sein durch das Leiden schon natürlich erweichtes und expandirtes Gefühl noch durch die Vorstellung verstärkt, wie sehr er den Andern Mitgefühl und Theilnahme schuldig sey, um die ihrige zu verdienen. Der andere hingegen, der sich eines fortgesetzten Glücks und Wohlbefindens erfreut, wird durch den Gedanken, Andere entbehren zu können, gar leicht in seiner Gleichgültigkeit

und selbstischen Gemüthsart gegen seine Mitmenschen befestigt. Wir kommen somit hier auf den Grundsatz, den diese speciellern Erfahrungen nur mehr bestätigen, wieder zurück, daß zum Mitgefühl jeder Art etwas Homogenes oder Analoges von der Lage und Empfindung der betroffenen Hauptperson, in unserm eigenen Gemüthe erforderlich sey.

Eine Frage müssen wir inzwischen noch berühren, die unsern eben gemachten Bemerkungen widerlegend entgegen zu treten scheint. Warum ist z. B. der hypochondrische Kranke meistentheils verschlossen und ungesellig, die Isolirung liebend und ohne Theilnahme? — Wäre dieß Mangel an Mitgefühl, so würde durch ihn unsre obige Behauptung allerdings zum Theil widerlegt. Aber Mangel an Gefühl und besonders auch an Mitgefühl, kann dem Hypochonder wahrhaftig nicht beygemessen werden; nur in Ansehung des letztern mögte dieß in seinen stärksten Anfällen bisweilen der Fall seyn. Im Gegentheil, er hat meist allzuviel Gefühl, eine allzugroße Reizbarkeit des Gefühls und der Imagination, wodurch er sich gerade die größten Leiden macht und selbst peinigt. Natürlich scheut und flieht er also die Anlässe, die sein reizbares Gefühl allzustark erregen könnten und somit auch Gesellschaften und Menschen, durch welche seine Empfindlichkeit auf mannichfache Weise und oft unvermuthet in diese peinliche Bewegung gesetzt wird. Seine Sensibilität ist widernatürlich reizbar, dies ist ja der wesentliche Charakter

seiner Krankheit; und er vermeidet mithin verständiger Weise jede Gelegenheit, wo diese krampfhafte Sensibilität von immer neuen Reitzen, die er nicht selbst in seiner Gewalt hat, bestürmt werden könnte.

4. Ferner wird das Mitgefühl durch dessen öftere lebendige Aeusserung, durch die Gewohnheit verstärkt. Denn so wie jede Thätigkeit der Seele durch angemessene Uebung erweitert und stärker wird, so gewinnt auch der sympathetische Trieb an Umfang, Leben und Stärke, je mehr wir ihm Nahrung und Beschäftigung geben. Eine Seele, die sich einmal den Gefühlen der Theilnahme und des warmen Wohlwollens für andere aufgeschlossen hat, wird darum leicht in dieser sanften Gefühlsexpansion verbleiben, und nicht bloß dabey bleiben, sondern sich gerne noch mehr expandiren, weil sie immer neue Gegenstände der Rührung und Theilnahme für das aufgeschlossene Herz findet. Hiezu kommt zugleich der eigene süsse Genuß, der in dieser Expansion des Herzens und in allen Aeusserungen des rein sympathetischen Triebes natürlich liegt. Denn wo gäbe es ein süsseres Vergnügen, als das, den reinmenschlichen Gefühlen seines Herzen folgen zu können, sich ihren Regungen und ihrer andern zugleich wohlthätigsten Würksamkeit zu überlassen? —

Wer dagegen sein Mitgefühl oft sogar mit Absicht oder von Berufswegen unterdrückt, weil er fürchtet, es mögte seinen Verstand und seine kalte Ueberlegung bestechen, wie z. B. der Staatsmann, der Kriminal-Richter u. s. w.

der läuft am Ende Gefahr, alles Mitgefühl zu verliehren und herzlos, inhuman, kurz ein ausgetrockneter Verstandesmann zu werden. Um sich dagegen zu wahren, müsse demnach jeder, der mit dem Verstande allein zu arbeiten, oder einen Beruf hat, wo ihm die Menschen überhaupt nicht auf der liebenswürdigsten Seite erscheinen, mit desto mehr Sorgfalt bisweilen sein Herz beschäftigen und ex professo cultiviren. Dahin gehört:

5. Vertrauter, freundschaftlicher Umgang mit wohlwollenden und gefühlvollen Menschen, deren entschiedener Werth uns mit der übrigen Menschheit wieder aussöhnt, und denen sich unser Herz aufschließt, weil wir das ihrige ganz offen vor uns erblicken. Theilnehmende Freunde, zarte weibliche Herzen; welcher Umgang wäre geschickter, als der eurige, alle wohlwollenden Gefühle in unsrer Brust herauszutreiben und von Seele zu Seele überströmen zu lassen? Wie leicht wird dagegen der Freundlose, der Weiblose, der Isolirte, von allem vertrauten Umgang fern Lebende — ein kalter Egoist, in dessen Herz sich eine Kruste der Gleichgültigkeit oder gar Menschenscheu und Menschenverachtung mehr und mehr ansetzt. Wie gesellig, theilnehmend und wohlwollend sehen wir im Gegentheil oft mit einemmal den bisher isolirt lebenden, kalten Verstandesmann werden, der einen edlen Freund oder eine zärtliche Gattin gefunden hat, und sich nun durch ihren Umgang, Herz und Gefühl magisch aufschliessen läßt?

Auf ähnliche Weise expandiren und erhöhen auch die bessere Poesie und Philosophie unser Gefühl; erstere durch Aufregung der Imagination und unmittelbare Rührung des Herzens, letztere durch Erweiterung und Berichtigung unsrer Einsicht in die wesentliche Angelegenheiten der Menschheit. Noch besonders gehört endlich auch hierher:

6. Das öftere freie Hingeben an die unmittelbaren Eindrücke der weiten lebendigen Natur, wie sie in ihrer schönsten Fülle und Kraft, in ihrer größten Mannichfaltigkeit und Regsamkeit unserer Anschauung und Bewunderung vorliegt. Diese durch das weite Ganze laufende Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung, diese im Größten, wie im Kleinsten mystisch hervortönende Naturharmonie, Verständigkeit und Zweckmässigkeit, dieser erhabene, über alle Wesen ohne Unterschied Seegen verbreitende Geist, der uns überall in dieser lebendigen Natur Ehrfurchtgebietend anspricht, diese immer neu zuströmende Menge der mannichfaltigsten Eindrücke und Betrachtungen, wobey kein fixirtes Denken möglich ist, sondern jeder Gedanke gleich in inniges Gefühl übergeht, stimmen das Gemüth nothwendig zur Ruhe und gleichmässigen innern Harmonie, zur Empfindsamkeit und zum Wohlwollen. Dem Anschauen, der Anbetung, der Liebe und Begeisterung im freien Tempel der Natur hingegeben, expandirt sich die Seele in allgemein wohlwollenden Gefühlen, in allgemein menschlichen höhern Ansichten und Trieben; sie erhebt sich

zur lebendigen Idee des Universums; und strebt, wenn gleich ein unwichtiger, doch kein ganz unwürdiger und unnützer Theil in diesem durchgängig regen und organisch verbundenen Ganzen zu seyn. Nun schweigen alle beschränktern Triebe, alle bloß selbstischen Leidenschaften; sie fühlt sich von dem Einen Band umschlungen, das die Natur mit gleicher einsichtsvollen Güte um alle ihre Geschöpfe geknüpt hat; sie fühlt sich durchdrungen von Dankbarkeit und Liebe gegen diese Wohlthäterin, und strebt es werkthätig zu beweisen, durch treues Nachahmen und Mitwürken in eigener Sphäre. —

Und so wird die innere Menschennatur zum Reflex der äussern Welt, die äussere Naturharmonie tönt in innern Seelenaccorden wieder, das Gefühl der Natur erweckt zugleich das Mitgefühl, Wohlwollen, Humanität; und so wird es selten fehlen, daß der warme Naturfreund nicht auch zugleich ein Menschenfreund sey.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weber, Heinrich Benedikt von,

Vom Selbstgefühl und Mitgefühl

Heidelberg 1807

Ph.sp. 921

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044707-2